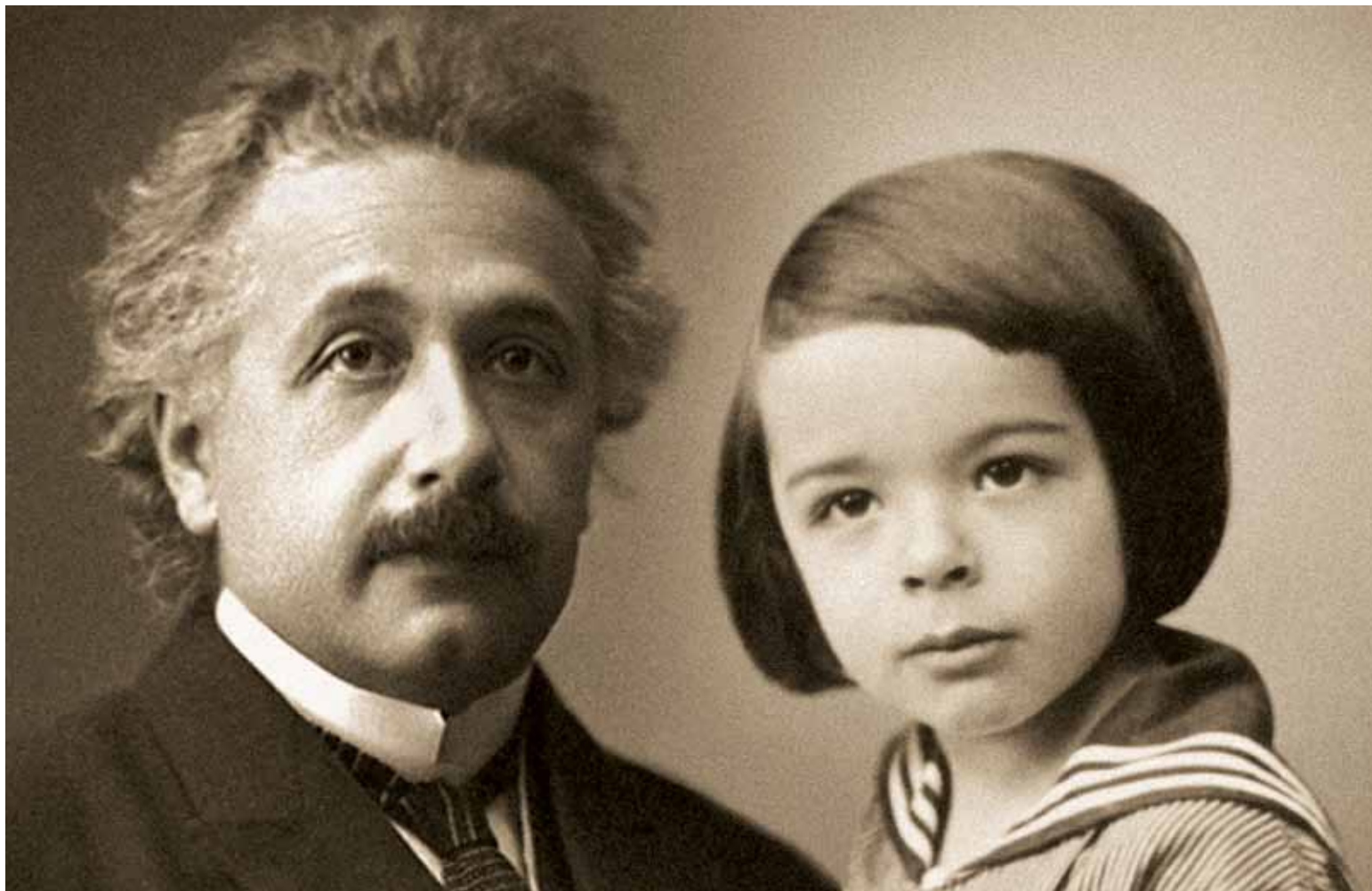


# DIE WELTWOCHEN



## **Der Fall Eduard Einstein**

Der geniale Physiker Albert Einstein versteckte seinen einsamen Sohn lebenslänglich in der Klinik Burghölzli. *Von Urs Gehriger*

## **Der gläserne Schweizer**

Geheimpapier: Widmer-Schlumpfs Steuerschnüffler attackieren das Bankgeheimnis im Inland. *Von Florian Schwab*

## **Das falsche Russlandbild des Westens**

Meinungen, Manipulationen, Irrtümer. *Von Gabriele Krone-Schmalz*



# WELCOME TO OUR WORLD



CHRONOMAT 44

Thom Richard ist einer der seltenen Piloten weltweit, die über das Talent, die Erfahrung und den Mut verfügen, an den berühmten Reno Air Races – dem schnellsten Motorsport schlechthin – das Finale zu bestreiten. Weniger als zehn Cracks sind zugelassen, mit 800 km/h, Flügel an Flügel, nur einige Meter über dem Boden, halsbrecherisch um den Sieg zu kämpfen. Für diese Aviatikelite konzipiert Breitling Chronografen, robuste, funktionale und superleistungsstarke Instrumente mit von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierten Werken. Willkommen in der Welt von Breitling.

  
**RÖSSELET**  
1911

Uhren & Schmuck, 6300 Zug



**INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™**

*Weltwoche*-Vize Philipp Gut staunte nicht schlecht, als er in einem unauffälligen Gewerbegebäude in Urdorf ZH Einblick in das Privatarchiv der Familie Sax erhielt: Er fand, neben Erinnerungsstücken und Geschenken (etwa einer Schachtel mit Original-Churchill-Zigarren), 29 Briefe sowie 37 Telegramme des grossen Politikers. Auch US-Präsident Dwight D. Eisenhower gehörte zu den Kunden der Sax-Farben AG. Churchill wie Eisenhower waren begeisterte Amateurmalere und schworen auf die Öl- und Temperafarben aus Zürich. Maya Sax, heute achtzig, durfte Churchill im Oktober 1949 auf dessen Landsitz Chartwell in der Graf-

Sonderausgabe: Klassik-Festivals 2014  
14. Mai 2014 - 80. Jahrgang



**DIE WELTWOCH**

**Sommernachtsklänge**  
Alle Festivals und Freilichtveranstaltungen der Saison. Mit Sol Gabetta, Pavol Breslik, Donna Leon, Martin Engstroem, Andris Nelsons u. v. a.

*Immer eine Reise wert:* Sommerfestivals.

schaft Kent besuchen. Der *Weltwoche* erzählte sie, wie sie «Sir Winston» zum ersten Glas Champagner nötigte. Seite 28

Er nehme nur einen leichten Salat, sagte André Béchir, als Kulturredaktor Rico Bandle ihn im Hotel «Hilton» in Opfikon zum Mittagessen traf. Tage zuvor hatte der erfolgreiche Konzertveranstalter angekündigt, dass er zum neunten Mal die Rolling Stones in die Schweiz bringen wird. Vierzig Jahre lang war Béchir Geschäftsführer von Good News, jetzt, nach einem Jahr, ist der gelernte Eisenbetonzeichner aus dem Zürcher Oberland mit seiner neuen Firma abc Production wieder die Nummer eins in der Schweiz. Wenn der schwächliche Béchir vom Geschäft mit internationalen Rock- und Popgrössen erzählt, zeigt er sich von seiner sanften Seite; nie würde er schlecht über jemanden reden. Dabei kam es in den siebziger und achtziger Jahren bei fast jedem seiner Konzerte zu

Ausschreitungen. Béchir war das Feindbild der alternativen Szene. Selbst für die Aktivisten, die ihn fast zum Aufhören brachten, zeigt er heute Verständnis. Seite 56

Nur ein kleines Grüppchen Medienleute wollte sich Ende April auf Einladung des Aussendepartements – auf eigene Rechnung! – in Serbien und im Kosovo zeigen lassen, was die Or-



*Auf der Weltbühne:* Didier Burkhalter.

ganisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) eigentlich macht. Die Institution, 1973 im Kalten Krieg gegründet, wusste in den letzten Jahren kaum mehr zu erklären, wozu es sie noch braucht. Eine Aufgabe fand sie erst wieder aufgrund der Krise in der Ukraine; Aussenminister Didier Burkhalter, der in diesem Jahr die OSZE als Vorsitzender führt, kam so zu mehreren Auftritten auf der Weltbühne. Er macht dabei eine gute Figur, und Redaktor Markus Schär lernte im Westbalkan kompetente und engagierte Schweizer Diplomaten kennen, die wertvolle Arbeit leisten. Dennoch bleibt die Frage: Was bringt das Engagement der Schweiz in der OSZE tatsächlich? Seite 34

Dieser Ausgabe der *Weltwoche* liegt das Sonderheft «Klassiksommer 2014» bei. Die Beilage bietet einen Überblick vom international renommierten Lucerne Festival bis zum populären Opernfestival in Avenches. Zudem schreibt Bestsellerautorin Donna Leon exklusiv über ihre Liebe zum Festival in Ernen VS, Verbier-Festival-Direktor Martin Engstroem spricht im Interview über die Zusammenarbeit mit Superstars wie Lang Lang oder Anna Netrebko, und Klassik-Redaktor Christian Berzins erklärt, weshalb Verona immer eine Reise wert ist.

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli  
**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Christoph Landolt, Christian Mundt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Florian Schwab, Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Jeroen van Rooijen, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*), Maya Wipf (Assistentin)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Was auch immer Ihre Vorstellung einer guten Vorsorge ist: *UBS-Vorsorgeberatung*.

Jetzt vorsorgen und Beratung vereinbaren: 0800 001 981  
[www.ubs.com/vorsorge](http://www.ubs.com/vorsorge)

# Burkhalter

Haben wir uns geirrt? Oder wurden wir erhört? Ein Lob für Bundespräsident Didier Burkhalter. Von Roger Köppel

Der freisinnige Bundespräsident Didier Burkhalter wurde an dieser Stelle schon mehrfach und zu Recht kritisiert. Seine rasante Fahnenflucht aus dem Innendepartement war fragwürdig. In der Europapolitik setzte er zu oft Akzente der Kraftlosigkeit und der vorschnellen Anbindung, also Anpassung. Noch immer löst Burkhalters Behandlung des EU-Dossiers bei Freunden der Schweizer Unabhängigkeit Albträume und fundierte Befürchtungen aus. Nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar bestieg Burkhalter überstürzt ein Flugzeug, um sich in Berlin und Paris für den ungewollten Volksentscheid zu entschuldigen. Natürlich, es war keine explizite Entschuldigung, aber so kommt es eben an, wenn der Präsident eines unabhängigen Landes aufgeschreckt ins Ausland fliegt, um seine Kollegen in Deutschland und Frankreich um Audienz zu bitten. Als er in diesem Jahr dann turnusgemäss den Vorsitz der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) übernahm, durfte weitere Unbill erwartet werden.

Die Skeptiker, darunter die *Weltwoche*, haben sich geirrt. Vorerst. Oder anders gesagt: Ihre Mahnungen und ihre Kritik sind von Burkhalter konstruktiv erhört worden. Oder ganz anders: Haben wir den Neuenburger einfach unterschätzt?

Der OSZE-Präsident macht in seinen Vermittlungen zwischen Brüssel und Moskau in der Ukraine-Krise, so weit feststellbar, bisher einen ausgezeichneten Job. Besonders erfreulich: Ausgerechnet der Mann, dem nachgesagt wird, er nehme automatisch die Umgebungsfarben an, entwickelt markantes Eigenprofil. Diese Woche trat er in Brüssel auf, um die EU über seine Beratungen mit Russlands Präsidenten Putin zu orientieren. Und siehe da: Burkhalter widersetzte sich weiteren EU-Sanktionen, die er als «Provokationen» kritisierte. Vor den Langspiessen der Journalistenmikrofone pflanzte er sich mutig auf, um Deeskalation und Dialog zu predigen.

Kurzum: Der Bundespräsident ist nicht, wie auch hier auf Vorrat geätzt wurde, ein Briefträger Brüssels. Burkhalter hat eine eigene, neutrale Stellung bezogen. Er verzichtet auf die üblichen Anschuldigungen gegen Moskau. Mit Putin scheint er gar in intensivster Handy-Diplomatie vereint. Resultat: Russland und Europa, so scheint es, hören dem Schweizer zu.



«Selbstbetrug durch Eitelkeit.»

Zwei Schlussfolgerungen drängen sich auf. Erstens: Burkhalter ist lernfähig. Noch vor wenigen Wochen, kurz nach Ausbruch der Krim-Krise, äusserte er in Interviews die Notwendigkeit von Sanktionen gegen Russland. Heute tritt der Schweizer Aussenminister differenzierter auf.

Kann es sein, dass die öffentlich geäusserte Kritik des Bundesratskollegen Ueli Maurer Wirkung zeigte? Fast sieht es so aus, als ob Burkhalter geradezu erpicht darauf zu sein scheint, nicht einmal Moleküle eines Zweifels an seinem Bekenntnis zur schweizerischen Neutralität aufkommen zu lassen. Er blüht in seiner neutralen Rolle geradezu auf. Interna-



tionist Burkhalter wird auf den Sonderfall Schweiz zurückgeworfen.

Womit wir bei der zweiten Schlussfolgerung wären. Es stimmt eben, was Beobachter, unter ihnen auch CVP-Präsident Christophe Darbellay, gesagt haben: Die Schweiz hat dank dem OSZE-Vorsitz die Chance, der Welt den Nutzen ihrer Neutralität zu demonstrieren. Neutralität ist eben nicht eine Lizenz zum Profitieren und Trittbrettfahren. Neutralität ist eine anspruchsvolle aussenpolitische Haltung der freundlichen Distanz zu allen Seiten. Neutral ist, wer die Welt nicht in Gut und Böse aufteilt. Und deshalb mit allen Parteien sprechen kann. Was den Neutralen wiederum der Gefahr aussetzt, von allen kritisiert zu werden.

Bis jetzt hat Bundesrat Didier Burkhalter diesen Seiltanz mit Bravour gemeistert. Gewiss: Noch sucht er zu oft und zu gern das Licht der Kameras. Und noch erntet er ausschliesslich Applaus auf seiner Mission. Wird Burkhalter die schmallippige Neutralitätspolitik auch dann durchziehen, wenn ihn die Fans von heute auspfeifen? Man wird sehen. Bis jetzt: Respekt, Herr Bundespräsident.

Nichts gegen den/die Eurovisions-Gewinner/in Conchita Wurst. Er/sie lieferte eine hervorragende Darbietung, die auch musikalisch durchaus überzeugte. Zudem ist eine Sängerin, die eigentlich ein Mann ist und einen Bart trägt, selbstverständlich eine besondere Show-Attraktion.

Seit Jahrhunderten erfreut sich das Publikum an solchen Sensationen, die definitionsgemäss irgendwie aus der Norm fallen: der Mann, der eiserne Nägel isst, das Wolfskind mit den vielen Haaren, die Riesin und der Zwerg, der Elefantenmensch, der Schwertschlucker und jetzt eben die singende Bartfrau, die als Mann zur Welt kam.

Was neu ist: Während das Publikum seinen Voyeurismus früher einfach naiv und unschuldig auslebte, um sich am Abnormalen zu ergötzen, muss heute die Berausung am Ausserordentlichen, am Freakshow-mässigen intellektuell ins Moralische überhöht werden. Die Gefahr eines schlechten Gewissens wird durch politische Korrektheit entschärft.

Konkret ist die Freude über den Sieg von Conchita Wurst nicht mehr ein bloss oberflächlicher Triumph der Sensationslust oder des schlechten Geschmacks, sondern ein politisches Bekenntnis im Zeichen von Menschenrechten, Toleranz, sexueller Vielfalt und Gleichberechtigung.

Einst wäre eine singende Bartfrau für die einen eine Entgleisung gewesen und für die anderen eine Jahrmarktsattraktion, die man wie einen Verkehrsunfall, aber immerhin ehrlich bestaunt. Heute dürfen sich alle, die der bärtigen Conchita zujubeln, als die besseren, moralischeren Menschen fühlen. Merke: «Moral» ist oft Selbstbetrug durch Eitelkeit.



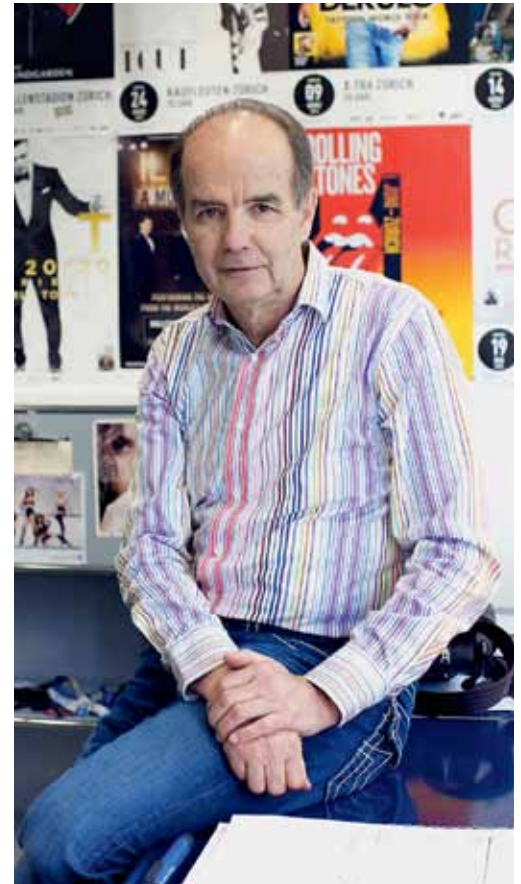
Farben für Churchill: Maya Sax. Seite 28



Heilige Symbole: Conchita Wurst. Seite 59



Tapfer und treu: Schweizergarde. Seite 46



Neun Mal Stones: Konzertmacher Béchar. Seite 56

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Schicksalsschlacht
- 9 Im Auge Schüsse im Paradies
- 10 Abstimmung Arme Ärzte
- 10 Unterhaltung Tuntenvision
- 11 Personenkontrolle Köppel, Sawiris, Germann etc.
- 11 Nachruf H. R. Giger
- 12 Die Deutschen Platt in Pankow
- 12 Wirtschaft Steigende Preise
- 13 Ausland Linksprogressives Experiment
- 14 Mörgeli Die Geschichte als Lehrmeisterin
- 14 Bodenmann Abtauchen, um wieder aufzutauchen
- 15 Medien «Zu einem günstigen Preis»
- 15 Gesellschaft Privilegien
- 16 Leserbriefe

## Hintergrund

### 18 «Ahnt, wie ich einsam sterbe»

Albert Einstein versteckte seinen Sohn Eduard jahrelang in der psychiatrischen Klinik Burghölzli

### 20 Generationen «Wie viel bin ich dem Vater wert?»

## 22 Im Netz der Dschihadisten

Schweizer Konvertiten ziehen in den «heiligen Krieg»

## 24 Löcher in der Schutzhülle

Das Finanzdepartement will die Axt auch ans Bankkundengeheimnis im Inland anlegen

## 27 Masslose Vorwürfe Neues Buch über den Finanzplatz Schweiz

## 28 Champagner mit Churchill

Maya Sax öffnet das Familienarchiv und gewährt seltene Einblicke in das Privatleben des grossen Staatsmanns

## 32 Klimakiller Solarstrom Umweltbilanz von Sonnenenergie

## 33 Essay Pädophilie

## 34 Auf Achse für den Frieden

Unterwegs mit Bundespräsident Didier Burkhalter

## 38 Ukrainisches Roulette

Die Bevölkerung bereitet sich auf einen Bürgerkrieg vor

## 40 Das falsche Russlandbild des Westens

Die Darstellungen zielen an der Wirklichkeit vorbei

## 42 Mandelas halbfertige Demokratie

Was ist von Südafrikas Freiheitsbewegung übriggeblieben?

## 44 Samenspenders Elend

Filmstar Jason Patric kämpft um seinen Sohn

## 46 Sternstunden der Schweiz Rettung des Papstes



«Russland ist eigentlich recht verwundbar»: Harvard-Historiker Ferguson. Seite 48

## Interview

### 48 «Ausserordentlich naiv»

Der britische Historiker und Harvard-Professor Niall Ferguson über den Rückzug der USA aus der Weltpolitik und die Schwächen von Präsident Obama.

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Das Stehaufweibchen

### 54 Bestseller

### 54 Unter Schaufensterpuppen Der grossartige Schweizer Erzähler Claude Cueni

### 56 Die Leben des André Béchir

Porträt des legendären Schweizer Konzertveranstalters, der sich der Pop- und Rockmusik verschrieben hat

### 59 Religion Sankt Kimmernis, verwurstet

### 60 Top 10

### 60 Kino «Emotionsschaumige Himmelfahrt» – Nicole Kidman spielt Grace Kelly

### 61 Jazz Das Trio als «little» Big Band gedacht

### 62 Namen Die Kunst des Clowns

### 63 Hochzeit Erhörte Gebete

### 63 Thiel Demokratie

### 64 Wein Château Lafaurie-Peyraguey 1er Grand Cru Classé de Sauternes 1998

### 64 Zu Tisch Essen erster Klasse

### 65 Auto Jetzt mal was ganz anderes

### 66 MvH trifft «DJ Antoine» Konrad

## Autoren in dieser Ausgabe

### Gabriele Krone-Schmalz



Die deutsche Fernsehjournalistin, Autorin, Polit- und Geschichtswissenschaftlerin wurde unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz (1997) und dem Grimme-Preis (1987) ausgezeichnet. In dieser Ausgabe schreibt sie über das falsche Russlandbild des Westens. Seite 40

### Pirmin Meier



Der Schweizer Historiker, Germanist und Schriftsteller befasst sich in diesem Heft mit der Bedeutung der heiligen Kimmernis, des religiösen Vorbilds von Thomas Neuwirth, der unter dem Künstlernamen Conchita Wurst den Eurovision Song Contest gewann. Seite 59

## Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.  
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH



## Exklusive BMW-Motorradtour mit Tom Lüthi: Charity-Fahrt in den Schwarzwald

Testen Sie ausgewählte BMW-Motorräder auf einer kurvenreichen Fahrt in den Schwarzwald und profitieren Sie dabei von Tom Lüthi's Erfahrung – auch er ein passionierter BMW-Fahrer.

Unsere Überraschungstour führt vom Hauptsitz der BMW (Schweiz) AG in Dielsdorf in den Schwarzwald. Es erwartet Sie eine eindrucksvolle Tour, die jeden Motorradfahrer begeistert – eine Tour aus Freude am Fahren. Doch nicht nur das: 100 Prozent der Einnahmen gehen an die Kinderkrebshilfe Schweiz. Eine Einrichtung, die wir seit Jahren unterstützen und die uns sehr am Herzen liegt.

Auf der Tour wird uns Tom Lüthi begleiten und während der Pausen mit gutem Rat zur Seite stehen. Als passionierter Fahrer einer BMW R 1200 GS Adventure ABS weiss er auch abseits der Rennpiste, auf was es wirklich ankommt. Nutzen Sie die Gelegenheit, um von seinem Wissen zu profitieren und Ihre persönlichen Fertigkeiten zu verbessern. Mit dabei ist ausserdem Walter Wobmann, Nationalrat und als

FMS-Präsident natürlich leidenschaftlicher Motorradfahrer. Bevor die Tour beginnt, können Sie in Dielsdorf Ihr Fahrzeug aus unserer Motorradpalette wählen – egal ob Sportler, Tourer oder Enduro. Während des Tages ist es Ihnen selbstverständlich freigestellt, mit anderen Fahrern die Motorräder zu tauschen.

Sollte das Wetter nicht mitmachen, haben wir ein Schlechtwetterprogramm vorbereitet. Eine kurze Tour werden wir uns bestimmt nicht nehmen lassen – schliesslich sollen Sie die Möglichkeit haben, die BMW-Motorrad-Modellpalette zu testen. Danach können Sie sich in einem Gokart-Rennen mit Tom Lüthi messen. So oder so ein guter Tag. Falls Sie mehr erfahren oder sich anmelden möchten, schreiben Sie an [weltwoche@bmw.ch](mailto:weltwoche@bmw.ch) oder rufen Sie uns unter 0844 250 250 an.

### Platin-Club-Spezialangebot

BMW-Motorrad-Ausfahrt mit Tom Lüthi in den Schwarzwald für Fr. 250.– pro Teilnehmer, Mittagessen und der Eintritt für die Kartbahn bei Schlechtwetter sind inbegriffen.

**Datum:** Dienstag, 27. Mai 2014  
**Zeit:** 9 bis ca. 17 Uhr  
**Treffpunkt:** BMW-Niederlassung Dielsdorf, Industriestrasse 6, 8157 Dielsdorf

**Kosten:** CHF 250.– pro Person und Tag; wird zu 100 Prozent an die Kinderkrebshilfe Schweiz gespendet.

**Ausrüstung:** Die Teilnehmer sind gebeten, mit adäquater Motorrad-Sicherheitsausrüstung zu erscheinen. Es ist zudem ein Führerausweis der Kat. A erforderlich.

**Weitere Infos/Anmeldung:** [www.bmw-motorrad.ch](http://www.bmw-motorrad.ch) oder über Tel. 0844 250 250 [weltwoche@bmw.ch](mailto:weltwoche@bmw.ch)

**Veranstalter:** BMW (Schweiz) AG, Industriestr. 20, CH-8157 Dielsdorf

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Schicksalsschlacht

Von Markus Schär — Der Bundesrat drängt das Volk, über die Zukunft der Beziehungen zur EU zu entscheiden. Christoph Blocher sorgt dafür, dass es in die richtige Richtung geht.



Lebensgefühl: 1.-August-Feier auf der Rütliwiese.

Warum gewinnt Christoph Blocher so viele Kämpfe? Weil seine Gegner sich selber schlagen: Was immer der SVP-Vordenker sagt oder macht – sie verlieren den Kopf. Gegen seine Schlagworte hauen die «Vernünftigen» und «Aufgeschlossenen» mit Schlagworten zurück. Und sie vergessen, dass bei Blocher hinter den Schlagworten hart erarbeitete Analysen und wohldurchdachte Strategien stecken.

Dieses Schauspiel gibt das eidgenössische Polittheater nach Blochers Rücktritt aus dem Parlament und seiner Kampfansage in Bezug auf die EU-Frage wieder mit Inbrunst. Am heissesten läuft einer der kühlest Denker. Im *Tages-Anzeiger* sieht Chefredaktor Res Strehle bei der nächsten EU-Abstimmung einen «Grundsatzentscheid von seltener Tragweite» auf das Volk zukommen: «Es geht um zwei unterschiedliche Visionen der Schweiz – die nationalistische oder die europäische. Je nach Ausgang der Abstimmung wird das Lebensgefühl unterschiedlich sein, die Stimmungsskala reicht von einem Sonntag auf der Rütliwiese bis zum nächtlichen Ausgang im Zürcher Stadtkreis 4, das Dekor von «Teleblocher» bis Eurovision.» Ein Nein zur Fortsetzung des bilateralen Wegs mit der EU wäre «auch ein Nein zum Versuch, Errungenschaften wie Freiheit, Wohlfahrt, Sicherheit und Menschenrechte im europäischen oder gar globalen Massstab zu schaffen und zu verteidigen».

Wer Visionen habe, solle zum Arzt gehen, pflegte der deutsche Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) zu raten. Und gegen Idealismus hilft ein Faktencheck. Was ist dran an den steilen Thesen von Blochers Gegnern?

— «Die Schweiz liess sich von Blocher ins Elend führen.» Schon am «schwarzen Sonntag», den 6. Dezember 1992, als der SVP-Vordenker seinen grössten Sieg feierte, sah Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz keine Zukunft mehr für das Land. Es kam anders: Die Schweiz schloss sich, anders als von der Landesregierung geplant, der EU nicht an, sondern handelte mit ihr die bilateralen Abkommen aus.

Diese Verträge regeln den freien Zugang zu den meisten (nicht allen) Märkten. Die Schweiz trägt aber auch solidarisch die Lasten der EU-Osterweiterung oder der Migrantenströme mit, und sie hält sich beflissener an die Vorgaben aus Brüssel als die meisten Mitgliedsländer. Statt als Elendsgebiet steht unser Land heute in Europa betreffend Lebensstandard, Arbeitslosigkeit oder Staatsverschuldung als Vorbild da – wie sonst nur Norwegen, das wie die Schweiz der Efta und nicht der EU angehört.

— «Die Schweiz schottet sich gegenüber Europa ab.» Die bilateralen Abkommen, siebenmal vom Volk bestätigt, bewähren sich also – gerade auch für die EU: Die Schweiz ist heute

»» Fortsetzung auf Seite 10

# Schüsse im Paradies



Hélène Pastor, reichste Monegassin.

Der Killer kam zu Fuss am helllichten Feierabend und eröffnete mit einer Pumpgun das Feuer auf den schwarzen Lancia Voyager, der in der Ausfahrt des L'Archet-Spitals in Nizza auf Grün wartete. Er durchschoss zuerst die getönte Seitenscheibe, schaute ins Innere und begann auf den Chauffeur und seine Passagierin, die gerade ihren Sohn im Krankenhaus besucht hatte, zu ballern. Danach lief der Attentäter zum wartenden Fluchtauto mit einem Komplizen am Steuer, und sie verschwanden im Verkehr. Die reale Gangsterfilmszene wurde von Videokameras festgehalten. Vier Tage später starb der Fahrer Mohammed D., 54; seine Chefin Hélène Pastor, 77, hat schwerverletzt überlebt. Die Kugeln trafen sie im Gesicht, im Nacken und im Magen.

Die alte Dame gilt als die reichste Monegassin. Die Pastor-Familie ist im Gegensatz zur glamourösen Grimaldi-Dynastie ausserhalb der Grenzen nahezu unbekannt. Sie besitzt ein Drittel der Immobilien auf der Zwei-Quadratkilometer-Fläche des Fürstentums. Allein dieses Boden- und Betonimperium wird auf neunzehn Milliarden Euro geschätzt. Seit Jahren greifen die Tentakel der italienischen Mafia, vorab der aggressiven kalabrischen 'Ndrangheta, in das Immobiliengeschäft Monacos und der ganzen Côte d'Azur von Menton bis St-Tropez. Der Padrona Hélène Pastor und ihrer weitverzweigten Verwandtschaft gehören 2300 Residenzen, dazu Büropaläste und Einkaufszentren, der Sender Radio Monte Carlo und sogar das Fussballstadion. Die Pastor-Saga begann mit Jean-Baptiste Pastor, ihrem Grossvater, der 1880 als junger Steinmetz aus Ligurien einwanderte und billiges Land erwarb. Sein Sohn Gildo kaufte in den vierziger Jahren das verödete Viertel Fontvieille, wo sich heute die Nobelsilos mit Meersicht türmen.

Madame Hélène machte sich in den Society-Salons des Glitzerstaates unsichtbar, sie kümmerte sich um Enkelkinder und Konten, und die Last des Imperiums trägt sie erst seit dem Tod ihres Bruders Gildo im vergangenen Februar. Ein Mordanschlag als Kriegserklärung? Oder galt er vielleicht dem Chauffeur, der zwanzig Jahre für die Pastors fuhr? Peter Hartmann

ihr grösster Wachstumsmarkt, mit einem Exportvolumen von 170 Milliarden Euro, einem Plus von 30 Prozent im letzten Jahr (*Weltwoche* Nr. 18/14). Trotzdem nörgelte die EU seit Jahren an den lukrativen Beziehungen herum: Die Schweiz sollte sich «automatisch» an das Recht der EU-Bürokratie und vor allem des EU-Gerichtshofs anpassen, sich also völlig in den EU-Binnenmarkt einbinden und damit auch die Fiskal-, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik der EU übernehmen, deren verheerende Ergebnisse von Paris bis Athen zu besichtigen sind.

Die Schweiz, die nicht zum EU-Binnenmarkt gehört und auch nicht alle seine «vier Freiheiten» (Personen, Güter, Dienstleistungen, Kapital) geniesst, bekam nur Probleme mit der Personenfreizügigkeit. Deshalb nahm das Volk am 9. Februar die Masseneinwanderungsinitiative an. Es wollte damit das Land nicht «abschotten», sondern wieder selber über die (anhaltende) Zuwanderung entscheiden, gemäss den «gesamtwirtschaftlichen Interessen der Schweiz», wie es der Initiativtext fordert. Und dies, wie die Befragung der Abstimmenden zeigte, im Bewusstsein, dass sich Probleme mit der EU ergeben könnten.

— **«Die Schweiz steuert auf einen Entscheid über Sein oder Nichtsein zu.»** Die Probleme sind knifflig, aber lösbar, von Avenir Suisse bis zum Arbeitgeberverband liegen Vorschläge auf dem Tisch. Wenn es keine Lösung gibt, ist das Personenfreizügigkeitsabkommen neu zu verhandeln. Und wenn es nicht zu einer Einigung kommt, könnte die EU das Paket der Bilateralen I kündigen – dem müssten alle 28 Mitgliedstaaten zustimmen.

Der Bundesrat will aber nicht das Problem lösen. Seit zwei Jahren behauptet Aussenminister Didier Burkhalter, der bilaterale Weg führe ohne «Renovation» in die Sackgasse: Wenn es kein institutionelles Rahmenabkommen mit automatischer Rechtsübernahme gebe, handle die EU keine weiteren Abkommen aus. Ohne den vollen Einbezug in den EU-Binnenmarkt – den die Schweiz nicht wünscht und nicht braucht – sagt Burkhalter aber dem Land, wie einst Delamuraz, eine düstere Zukunft voraus. Mit Drohungen will er das Rahmenabkommen durchdrücken und damit die Personenfreizügigkeit mit der EU erzwingen.

Der Bundesrat, nicht Blocher drängt also dem Volk die Entscheidung auf: «Teleblocher» oder Eurovision (was für eine Auswahl!), Rütliwiese oder Zürcher Stadtkreis 4, Nation oder EU. Die selbsternannte Vernünftigen und Aufgeschlossenen könnten so Christoph Blocher den krönenden Abschluss seiner ausserordentlichen Karriere verpfuschen: Der Entscheidungskampf, zu dem er sich gezwungen sieht, würde zum Spaziergang.

Mehr zum Thema: Seite 18, 22

## Abstimmung

# Arme Ärzte

Von *Christoph Landolt* — Der Staat gibt vor, ein Problem zu lösen, das es ohne ihn nicht gäbe.



Neue Staatseingriffe.

Die Schweizer Stimmbürger werden am Sonntag wahrscheinlich einen Mindestlohn einführen. Er wird nicht für Schuhverkäuferinnen oder Lageristen gelten und auch nicht 4000 Franken pro Monat betragen. Sondern für Hausärzte, die, bitteschön, mindestens 200 000 Franken pro Jahr verdienen wollen.

Möglich wird dieses ordnungspolitische Unding durch den Gegenvorschlag zur Hausarzt-Initiative. Opposition gibt es kaum. Niemand zweifelt, dass es ein Ja gibt. Die Verfassungsänderung liest sich auch zu gut: Wer ist schon dagegen, dass die Hausarztmedizin als «wesentlicher Bestandteil» der Gesundheitsversorgung «anerkannt und gefördert» werden soll? Was ist gegen eine «angemessene Abgeltung der Leistungen» einzuwenden? Doch die wohlklingend-schwammigen Worte bilden die Grundlage für eine ganze Reihe von neuen Staatseingriffen, die sich nicht auf eine Lohngarantie beschränken werden. So will der Bund «neue Versorgungsmodelle» wie etwa Gemeinschaftspraxen «weiterentwickeln und etablieren». Damit soll ein drohender Ärztemangel abgewendet werden.

Das ist nicht ohne Ironie. Es gibt (auch ohne Mindestlohn) mehr als genügend junge Leute, die gerne Arzt wären. Doch die Unis halten mittels Numerus clausus Hunderte Bewerber vom Medizinstudium ab, aus kurzfristigen Kostengründen. Der Staat gibt vor, ein Problem zu lösen, das es ohne sein Zutun gar nicht geben würde. Die Schweiz braucht neben den Bauern keine zweite regulierte und subventionierte Berufsgruppe von Scheinselbständigen, die am Rockzipfel der Steuerzahler hängen. Im ganzen Land sorgen innovative Unternehmen und Mediziner bereits jetzt für eine immer bessere Grundversorgung, in ihren Grosspraxen ist auch abends und sonntags ein Arzt zur Stelle. Den Staat brauchen sie dafür nicht – schliesslich verdienen sie gutes Geld damit.

## Unterhaltung

# Tuntenvision

Von *Alex Baur* — Conchita Wurst hat gewonnen, weil sie gut ist, und nicht, weil sie schwul ist.

Der Eurovision Song Contest ist zum Vergnügen da. Unterhaltung pur, erlaubt ist alles, was dem Publikum gefällt. Schräg bis zur Schmerzgrenze. Nur zwei Dinge sind tabu: Politik und Political Correctness.

Sven Epiney, der den Anlass für SRF kommentierte, hat es geschafft, fast pausenlos gegen diese goldene Regel zu verstossen. Jeden Pfiff gegen die armen Russinnen, die ja wirklich nichts für Putins Politik können, musste er hervorheben. Und jedes Votum zugunsten oder gegen die österreichische Dragqueen Conchita Wurst wertete Epiney umgehend als Votum für oder gegen die Schwulen. Aserbaidschan (*zero points for Conchita*) «ist noch nicht ganz so weit», Spanien (*twelve points for Conchita*) «ist reif für eine Frau mit Bart – gracias». Und so weiter. Dreieinhalb Stunden lang.

«Cool down, Sven», hätte man ihm gerne zugerufen, wir haben begriffen, dass Schwulsein für dich ein grosses Anliegen ist – aber sorry, diese provinzielle Leier interessiert uns hier nicht. Wir wollen Spass haben. Und vor allem ist es auch eine Beleidigung gegenüber Conchita. Sie (er oder es?) hat zu Recht abgeräumt. Aber nicht, weil sie schwul ist – sondern wegen ihrer soliden gesanglichen und vor allem auch wegen ihrer köstlichen schauspielerischen Leistung auf und neben der Bühne, wegen des raffinierten Settings. Conchitas Erfolg als Durchbruch der Schwulen zu werten, basiert auf einem kolossalen Irrtum. Travestie- und Tuntenshows geniessen in Militärkasernen oder beispielsweise im lateinamerikanischen Trash-TV seit Menschengedenken grösste Beliebtheit. Doch kein vernünftiger Mensch schliesst daraus, dass Kampftruppen oder Latino-Machos notorische Schwulenversther wären.

Es ist auch nicht so, dass die angeblich rückständigen Osteuropäer kein Herz für Conchita hätten. Wäre es allein nach dem Publikum gegangen, hätte die Österreicherin auch in Russland (3. Platz), Armenien (2. Platz) oder Aserbaidschan (3. Platz) abgeräumt. Die Juroren der jeweiligen (staatlichen) Sender, die beim Contest mitreden, haben das Resultat verfälscht. Dass sich das Volk bei Travestieshows amüsiert und über die Tuntens lacht, bedeutet indes noch lange nicht, dass es sie auch liebt.

PS: Persönlich fand ich den Auftritt der Polinnen mit ihrem spektakulären Oberkörper-einsatz auch preiswürdig; doch die pruden Europäer sind halt noch nicht so weit wie ich.

Mehr zum Thema auf Seite 59

## Personenkontrolle

### Köppel, Sawiris, Germann, Dubach, Leuthard, Hammel, Meierhans, Wertli

Letzten Montag interviewte *Weltwoche*-Chef Roger Köppel den ägyptischen Milliarden-Unternehmer Samih Sawiris, der in Andermatt ein gewaltiges Feriendorf aufbaut. Thema der öffentlichen Diskussion: «Die Schweiz – ein Erfolgsmodell mit Zukunft?» Veranstalter war die Grossbank UBS, Austragungsort der prächtige Saal des Schaffhauser Stadttheaters. Im Publikum sassen die Notabeln des Kantons, unter anderen Ständeratspräsident Hannes Germann (SVP) und Regierungsrat Reto Dubach (FDP). Sawiris Ausführungen waren erhellend. Zunächst: Er hält die Schweiz für ein Erfolgsmodell, allerdings lasse sich



*Erfolgsmodell Schweiz:* Unternehmer Sawiris.

dieses Modell nicht exportieren. Die Schweiz zeichne sich durch ihre Fähigkeit der Toleranz und des Zusammenlebens aus, die Sicherheit werde grossgeschrieben, und die Kompromisslosigkeit des Qualitätsbewusstseins sei beeindruckend. Gefahren sieht Sawiris eigentlich keine. Der EU-Beitritt wäre ein grosser Fehler, die Schweiz müsse und werde unabhängig bleiben. Wohlstandsverwahrlosung im Gefolge des grossen Reichtums im Land sehe er nicht, dazu seien die Schweizer viel zu selbstkritisch. Zwar würden ihm nicht alle Volksinitiativen behagen, aber alles in allem sei die direkte Demokratie ein grosser Vorteil. Auf mehrmaliges Nachfragen war ihm dann doch noch eine Gefahr für den Standort zu entlocken: «Die Ausländer», lachte Sawiris. Die Schweiz habe heute einen bereits sehr hohen Ausländeranteil, auf keinen Fall dürfe man die Schleusen noch mehr öffnen. Es könnte der Schweiz durch innere Entfremdung die eigene Identität abhandenkommen. (ww)

Wie wir vor einer Woche an dieser Stelle berichteten, hat es die Presse- und Propaganda-Abteilung unserer Energieministerin geschafft, über einen Gedankenaustausch zur Energiepolitik zwischen Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) und ihrem Amtskollegen aus



*Kernkraftwerke:* Uvek-Sprecher Hammel.

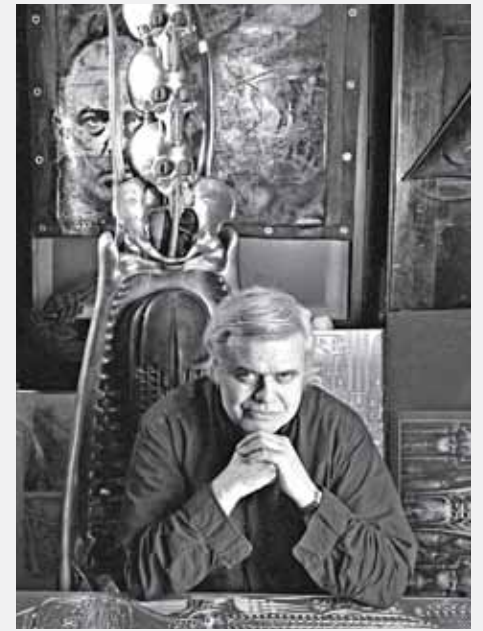
den Vereinigten Arabischen Emiraten zu berichten, ohne das ambitionöse Atomprogramm der Emirate zu erwähnen. Letzte Woche traf sich Leuthard in Helsinki mit Vertretern der finnischen Regierung. Thema: klimafreundliche Energieversorgung. Immerhin vermerkte Uvek-Sprecher Harald Hammel diesmal, dass «in Finnland die Mehrheit der Bevölkerung den Bau neuer Atomkraftwerke unterstützt». Das ist doch schon mal ein erster Schritt. Wir tragen nach: Nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Regierung setzt in Finnland auf neue Kernkraftwerke – Olkiluoto 3 befindet sich zurzeit im Bau, der Bau von Hanhikivi 1 wurde kürzlich beschlossen. (axb)

Vor «bedenklichen Entwicklungen» in der Energiepolitik warnte Preisüberwacher Stefan Meierhans in der Sonntagspresse: Die Schweiz könne «auf den gleichen Holzweg geraten» wie Deutschland, wo die kleinen Leute, vor allem die Mieter, die stetig steigenden Kosten für die Energiewende tragen müssten. Dagegen wehre er sich, indem er sich direkt beim Bundesrat und beim Parlament einbringe. Der wehrhafte Preisüberwacher könnte bei seiner eigenen Partei, der CVP, anfangen: Sie rühmt sich auf ihrer Website, ihr sei die Energiewende auf Schweizer Art samt stetig steigender kostendeckender Einspeisevergütung für «grünen Strom» zu verdanken. Stefan Meierhans, mit CVP-Generalsekretärin Béatrice Wertli verheiratet und sein Amt CVP-Energieministerin Doris Leuthard verdankend, braucht seinen Twitter-Account vorwiegend für CVP-Propaganda. (sär)



*Holzweg:* Preisüberwacher Meierhans.

## Nachruf



*Alpträume:* H. R. Giger.

**H. R. Giger** — In einem einfachen Reihenhaushaus inmitten eines kleinbürgerlichen Wohnquartiers in Zürich Oerlikon war er zu Hause: das Genie der Finsternis, das als Schöpfer der Alien-Figur einen Oscar gewann und Weltruhm erlangte. Die meiste Zeit verbrachte der Künstler in einem gänzlich abgedunkelten, höhlenartigen Zimmer, das kaum breiter war als das Bett darin, darüber hing ein Fernseher, der fast immer in Betrieb war. Er war nachtaktiv, schlief jeweils bis in den Nachmittag, vorher war ein Besuch bei ihm nicht möglich. Seine Frau Carmen und seine Schwiegermutter kümmerten sich um ihn, um sein sehenswertes Museum im Schloss St. Germain, sein Werk, sein Geld.

Giger, der diese Woche im Alter von 74 Jahren gestorben ist, war ein Besessener. In der Kindheit quälten ihn furchtbare Alpträume, die durch seine Kindergärtnerin noch verstärkt wurden: eine Nonne, die unartigen Kindern die Schuld für das Leid Jesu zuschob. Seine Alpträume verarbeitete er, indem er sie zu Papier brachte. Das Resultat ist das fantastisch-morbide Giger-Universum, das Menschen weltweit in den Bann zieht: Sexualität und Tod, der Anfang und das Ende, die Urmotive der Kunst, stehen immer im Zentrum. 1975 erschoss sich seine grosse Liebe, Li Tobler; Giger hielt die Kunst am Leben, wenn auch nur knapp: Vier Mal in seinem Leben wurde auf ihn geschossen. Dass er im etablierten Kunstbetrieb nie die verdiente Anerkennung erhielt, bleibt ein Armutszeugnis, insbesondere für das Kunsthaus Zürich, das dem Weltstar aus der eigenen Stadt nie eine grosse Einzelausstellung zugestand. Rico Bandle

## Platt in Pankow

Von Henryk M. Broder — Die Polizei muss lernen, sich in ihrer Heimat zu behaupten.



Im Berliner Bezirk Pankow, wo früher die Angehörigen der DDR-Nomenklatura residierten, haben zwei minderjährige Jugendliche fünf Polizisten verprügelt und zum Teil schwer

verletzt. Im Einzelnen erfahren wir aus dem Polizeibericht, ein vierzehnjähriger Junge habe um sich geschlagen, einen der Polizisten zu Boden gebracht und dann auf ihn eingetreten. Ein dreizehnjähriges Mädchen habe auf einen der Polizisten mit einem Stoffbeutel eingeschlagen, in dem eine Glasflasche steckte. Die fünf verletzten Beamten seien in einer Klinik ambulant behandelt worden, drei waren nicht in der Lage, ihren Dienst fortzusetzen. Zu der Situation sei es gekommen, als eine Gruppe von etwa zehn jungen Leuten die Besatzung eines vorbeifahrenden Streifenwagens beleidigt habe, worauf die Beamten die Personalien der Jugendlichen aufnehmen wollten.

So weit die nackte Nachricht. Dem geübten Leser fällt sofort auf, dass er nichts Näheres über die Jugendlichen erfährt. Dabei wüsste er doch gerne, ob es vielleicht Jugendliche mit «Migrationshintergrund» oder «Bio-Deutsche» waren, die sich da am frühen Abend in Pankow mit der Polizei angelegt hatten. Möglicherweise haben die Jugendlichen die Polizisten gar nicht als solche erkannt, denn die Berliner Polizisten erkennt man mittlerweile daran, dass sie gelbe Westen mit der Aufschrift «Antikonflikt-Team» über ihren Uniformen tragen, um in kritischen Situationen deeskalierend zu wirken.

Denkbar auch, dass die Polizisten sich erst einmal Rat bei der Einsatzzentrale holen wollten, wie sie sich gegenüber den Jugendlichen verhalten sollten. Im Falle von Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist generell Zurückhaltung geboten, denn der Verdacht der «Fremdenfeindlichkeit» begleitet die Uniformierten auf allen ihren Wegen. Man könnte noch einen Schritt weitergehen und sagen: «Selber schuld, dass sie angegriffen wurden, warum mussten sie sich mit den Jugendlichen anlegen, wozu waren sie überhaupt in Pankow? Hätten sie nicht besser Falschparker auf dem Ku'damm kontrolliert?»

Deutschland ist dabei, wenn die Freiheit am Hindukusch verteidigt wird. Deutsche Beobachter nehmen an OSZE-Missionen in der Ukraine teil. Nur daheim, in Pankow, müssen sie noch lernen, sich zu behaupten.

## Steigende Preise

Von Kurt Schiltknecht — Die Notenbanken befürchten eine Deflation und betreiben eine exzessive Geldpolitik. Die Ängste sind unbegründet. Die Gefahr einer Inflation ist grösser.

Die Amtszeit des früheren Chefs der amerikanischen Notenbank, Ben Bernanke, war von der (unbegründeten) Furcht vor einer Deflation überschattet. Um eine solche zu vermeiden, hat das Federal Reserve System die Wirtschaft mit Liquidität überschwemmt. Die Folgen sind noch nicht absehbar. Andere Notenbanken sind Bernanke gefolgt und haben ihre exzessive Geldpolitik mit dem Gespenst einer Deflation begründet.

Deflation ist ein Phänomen, das es in den westlichen Industrieländern in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nicht gegeben hat. Die meisten Leute wissen denn auch nicht mehr, was eine Deflation ist. Eine Deflation ist wie die Inflation ein längerfristiges Phänomen. Von Inflation spricht man, wenn die meisten Preise über einen längeren Zeitraum steigen. Gefährlich wird es, wenn die Wirtschaft zur Überzeugung gelangt, dass es sich wegen der anhaltenden Preiserhöhungen lohnt, für später geplante Käufe und Investitionen vorzuziehen. Diese zusätzliche Nachfrage treibt dann die Preise weiter in die Höhe. Umgekehrt bedeutet eine Deflation, dass die Preise längerfristig auf breiter Ebene fallen und die Wirtschaft mit weiteren Preissenkungen rechnet. Je höher die erwarteten Preisrückgänge sind, umso attraktiver wird das Hinausschieben von Investitionen und Käufen von nicht dringlich benötigten Konsumgütern. Dies würde eine Rezession verschärfen und letztlich in einer Krise münden. Dies war in der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre der Fall.

Inflation und Deflation sind monetäre Probleme. Deflationen gab es bisher nur, wenn eine Notenbank zu lange an einer restriktiven Geldpolitik festhielt. Davon ist in den westlichen Industrieländern in den letzten Jahren weit und breit nichts zu sehen gewesen. Dennoch gibt es immer wieder Ökonomen und Medienleute, die glauben, sie könnten anhand der kurzfristigen Veränderungen des Preisindex herausfinden, ob sich eine Wirtschaft auf dem Weg in eine Deflation oder Inflation bewegt. Wenn beispielsweise der Konsumentenpreisindex in einem Jahr wegen einer Aufwertung oder tieferer Ölpreise zurückgeht, ist dies, für sich allein gesehen, noch kein Anzeichen für eine Deflation. Ebenso wenig sind Erhöhungen der Öl-, Benzin- oder Cervelatpreise bereits Indizien für eine nahende Infla-

tion. In einem eng mit der Weltwirtschaft verflochtenen Land gibt es immer wieder Preisbewegungen, die ihre Ursache nicht in einer inflationären oder deflationären Geldpolitik haben, sondern auf spezifische Marktgegebenheiten im In- und Ausland zurückzuführen sind. Das realisieren inzwischen auch die Konsumenten. Deshalb kam in der Schweiz ausser vereinzelt Medienleuten auch fast niemand auf die Idee, den leicht sinkenden Konsumentenpreisindex als Anzeichen einer Deflation zu interpretieren.

### Probleme der Einheitswährung

Ich habe in meinem Bekanntenkreis niemanden getroffen, der in den nächsten Jahren, ausser auf den Aktienmärkten, stark fallende Preise erwartet oder in Erwartung einer Deflation seine Käufe hinausgeschoben hätte. Selbstverständlich gibt es Produkte wie Handys oder Fotoapparate, deren Preise dank Innovation und Produktivitätsfortschritt so schnell sinken, dass sich ein Zuwarten ab und zu lohnt. Doch dies hat mit Deflation nichts zu tun.



Trotz des leicht sinkenden Preisindex nimmt die Zahl der Leute zu, die mit einem Wiederaufleben der Inflation rechnen. Diese Erwartungen werden von den steigenden Preisen der öf-

fentlichen Dienstleistungen, insbesondere des öffentlichen Verkehrs, im Gesundheitswesen und bei den Mieten getragen. Die Wahrnehmung der Preisentwicklung stimmt im Moment nicht mit dem Verlauf des Preisindex überein. Dies ist nicht unproblematisch, denn es bringt das Gefühl zum Ausdruck, dass Preiserhöhungen wieder Normalität werden könnten. Wenn der Wirtschaftsverlauf sich weiterhin positiv entwickelt, werden die Hemmschwellen für Preiserhöhungen abgebaut, und die Lohn-Preis-Spirale könnte sich wieder in Gang setzen. Die weltweit exzessive Geldpolitik begünstigt diesen Prozess. Die Gefahr eines Wiederauflebens der Inflation ist vor allem in den USA, Grossbritannien und in der Schweiz gross, wo die Erholung der Wirtschaft bereits fortgeschritten ist. Die Notenbanken sind gut beraten, wenn sie die Bücher über Deflation ins Archiv stellen und sich stattdessen vermehrt den Inflationsproblemen und in den Euro-Ländern den Problemen einer Einheitswährung zuwenden.

# Linksprogressives Experiment

Von Hansrudolf Kamer — New York City boomt. 9/11 ist bewältigt, die Skyline wieder intakt. Der neue Bürgermeister Bill de Blasio beginnt eine Politik, die das Rad der Zeit zurückdreht.



Die Hand streicht langsam über den Namen, der am Memorial an der Südspitze Manhattans verewigt ist. Eine Rose steckt bei einem andern Namen, der in die dunkle gusseiserne Umran-

dung der beiden *reflecting pools* eingefräst ist. Wasser stürzt vor schwarzem Hintergrund in die Tiefe und verschwindet. Das Rauschen ist der einzige Ton, der die Stille durchbricht.

Die Stimmung beim 9/11-Memorial ist gedämpft. Der Andrang der Besucher ist an einem herrlichen Frühlingstag beträchtlich. Im benachbarten Shop, der Artikel zur Mitfinanzierung der Gedenkstätte anbietet, sind auf einem grossen Bildschirm Überlebende und Feuerwehrleute zu sehen, die ihre Erlebnisse am Schreckenstag schildern. Alles wirkt amerikanisch routiniert. Doch unter den Zuschauern gibt es solche, die sich Tränen aus den Augen wischen.

Die Skyline Manhattans ist wieder komplett. Der von weither sichtbare neue Freiheitsturm steht neben den beiden quadratischen Becken, die den Standort der eingestürzten Türme markieren. Zwei andere Wolkenkratzer werden vollendet. Ende Mai wird das Museum eröffnet, das bis zuletzt für heftige Kontroversen wegen eines Films über den Anschlag und die letzte Ruhestätte nicht-identifizierter Opfer sorgte. Doch dann ist 9/11 unverrückbar als steingewordene Erinnerung in die Stadtlandschaft eingefügt.

New York hat die Folgen physisch bewältigt. Abseits des Memorials ist die Stadt vital und laut und wohlhabend. Die Museen und Galerien, die Broadway-Shows, Bars und Restaurants sind voll, nicht nur in Manhattan. Im Central Park verkehren die Kutschen, und die mit allen denkbaren Utensilien ausgerüsteten Biker kurven in hohem Tempo um sie herum.

Bei der Einreise auf dem JFK-Flugplatz ist spürbar, dass das alte Larifari nicht wieder eingerissen hat. Die Kontrolle ist peinlich genau, der Personen-Stau beträchtlich. Es dauert, bis man sich beim Beamten anhand der Finger und Augen «biologisch» identifizieren lassen darf. Dabei war schon vorher alles digital erfasst worden.

Der Sicherheitsapparat steht – Präsident Obama hat das System seines Vorgängers übernommen, die eigene Rhetorik vergessen und seine politische Basis beschwichtigt. Doch die sichtbare Präsenz der Polizei in New York ist nicht überwältigend, und die Überwachungskameras lassen sich wegdenken. Die Erinnerung an die Vergangenheit verblasst langsam – auch politisch. Der neue Bürgermeister New Yorks, Bill de Blasio, ist die Antithese zu seinen beiden Vorgängern, die New York saniert und 9/11 überwunden haben.

Der heutige Besucher kann sich kaum noch vorstellen, dass die Stadt einmal kurz vor der Pleite stand, die Kriminalität wucherte, ganze Viertel lebensgefährlich waren und selbst die Mittelklasse aus der Stadt floh. Erst Rudy Giuliani, der Demokrat, der zu den Republikanern wechselte, stoppte und kehrte den Trend des Niedergangs. Sein Nachfolger Michael Bloomberg, auch er Demokrat, dann Republikaner, dann Unabhängiger, führte den Sanierungskurs weiter.

Bloomberg versuchte, die öffentlichen Schulen zu verbessern, stiess auf harten Widerstand der Lehrergewerkschaft, liess neue Parks bauen und sperrte Teile der Stadt für den Autoverkehr. In seiner Zeit etwa wurde der High Line Park auf der West Side errichtet, auf einer alten Eisenbahnlinie, die über dem

Strassenniveau verlief. Der Park wird heute privat unterhalten – eine originelle Oase in voller Frühlingspracht mit herrlichen Ausblicken auf die Stadt und den Hudson River.

Der Erfolg New Yorks erlaubt politische Experimente. De Blasio gewann die Wahl gegen einen schwachen Gegner. Er versucht nun, die konservative Politik der letzten zwanzig Jahre in ihr Gegenteil zu verkehren und die Stadt in ein Labor linksprogressiver Politik zu verwandeln. Vor kurzem zelebrierte die *New York Times* de Blasios erste Budgetvorlage unter dem Titel «One Big, Happy Budget». Die Ratingagentur Moody's und der Rechnungsprüfer der Stadt hatten dazu ganz andere Anmerkungen.

## «Ideologische Marotte»

Es steigert die Kosten, das Defizit nimmt zu. Viel Geld verschlingt die Beilegung von Vertragsstreitereien mit allen Gewerkschaften der Stadt, ein selbst in den Augen der *Times* immenses Unterfangen.

De Blasio will aber nicht nur die Gewerkschaften besänftigen und die Polizei an die Kandare nehmen, er will auch die Wohlfahrtspolitik seiner Vorgänger umstülpen. Bloombergs Grundsatz, dass jeder arbeitsfähige Wohlfahrtsempfänger auch arbeiten soll, nennt er eine ideologische Marotte.

New York kennt das alles. Da war man schon einmal. Der damalige liberale Bürgermeister John Lindsay machte genau die Politik, die de Blasio angekündigt hat. Am Ende, 1972, hatte sich die Zahl der Wohlfahrtsempfänger vervierfacht.

Die atemberaubende Vitalität der Stadt hat einen Nachteil: Dass man aus der Vergangenheit etwas lernen könnte, interessiert ganz einfach niemanden. Augen zu und durch.



Antithese zu den Vorgängern: New Yorks Bürgermeister de Blasio.

## Die Geschichte als Lehrmeisterin

Von Christoph Mörgeli

Dies ist die Geschichte eines kleinen Landes mit wenigen Millionen Einwohnern. Die Bürger haben sich durch Fleiss, Sparsamkeit und Tüchtigkeit beträchtlichen Wohlstand erworben. Von der Natur alles andere als begünstigt, haben sie dieser Natur über Jahrhunderte ihren Lebensraum abgetrotzt. Der Kleinstaat betreibt weltweit erfolgreich Handel und ist global vernetzt wie wenige Nationen. Das Land ist neutral und hat den letzten Weltkrieg unversehrt überstanden.

Weil die Zeiten gut und bequem sind, steht die Landesverteidigung zuhinterst auf der politischen Agenda. Man vertraut auf Befestigungsanlagen, die man für Angriffe von Bodentruppen als höchst wirksam erklärt. Die Armee ist klein und schlecht ausgerüstet. Die Erneuerung der Luftwaffe wird sträflich vernachlässigt. Denn diese kostet Geld. Als ein paar einsichtige Geister die Kampfflugzeugflotte modernisieren wollen, ist es schon zu spät. Denn innert weniger Jahre haben sich die Wolken der Bedrohung über diesem kleinen Land massiv verdunkelt.

Dies ist die Geschichte von Holland. Dies ist die Geschichte des Königreichs der Niederlande. Viel zu lange vertraut das Land viel zu stark auf seine Neutralität. Doch der Westfeldzug der Nazis beginnt mit dem Angriff auf das neutrale Holland. Am Morgen des 10. Mai 1940 dringen Flugzeuge der deutschen Luftwaffe in den niederländischen Luftraum ein. Sie täuschen einen Überflug in Richtung England vor, kehren aber über der Nordsee um und greifen die Hauptstadt Den Haag an. Die holländischen Flugzeuge werden grösstenteils am Boden demoliert.

Während deutsche und niederländische Diplomaten verhandeln, will das Dritte Reich die Kapitulation Hollands gewaltsam erzwingen. Am 14. Mai 1940 bombardiert die deutsche Luftwaffe das völlig wehrlose Rotterdam. Die gesamte Altstadt wird zerstört, und viele Menschenleben werden ausgelöscht. Kein einziges Kampfflugzeug stellt sich den fünfzig Bombern entgegen. Es folgen Knechtschaft, Morde, Massendeportationen.

Wir Menschen können die Menschen nicht neu erfinden. Gewalt und Krieg wird es immer geben. Die kleine, neutrale, wohlhabende Schweiz muss sich vorsehen. Und unserem Land und unserem Luftraum Sorge tragen. Ob man aus der Geschichte etwas lernen kann, bleibt umstritten. Dass gewisse Leute aus der Geschichte nichts lernen wollen, ist eine Tatsache.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Abtauchen, um wieder aufzutauchen

Von Peter Bodenmann — Dank Blochers Rücktritt sind die SVP-Elefanten Binder, Fehr und Bortoluzzi zum Abschluss freigegeben.



Kurz weg: abtretender SVP-Nationalrat Blocher.

Die Zürcher SVP hatte bisher ein Problem. Die mehr als 65 Jahre alten Elefanten Max Binder, Hans Fehr und Toni Bortoluzzi wollten einfach nicht Platz machen. Und der nachrückende, erst 62-jährige Gemüsebauer Schibli Ernst war planwidrig nicht bereit, zugunsten von Thomas Matter zu verzichten. Sie alle konnten sich hinter dem 74 Jahre alten Christoph Blocher verstecken.

Damit ist jetzt Schluss. Christoph Blocher tritt zurück. Thomas Matter kann nachrücken. Die Jagd kann beginnen, denn jetzt sind die mehr als sechzigjährigen Zürcher SVP-Elefanten zum Abschluss freigegeben.

Ein weiterer Vorteil: Wer nicht im Parlament sitzt, muss in Sachen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative keine konkreten Vorschläge machen. Er kann jederzeit den nächsten Hasen aus seinem Hut ziehen, um so neue Illusionen zu verbreiten.

Das wird nicht schwerfallen, weil der Bundesrat in Bern einfachste Dinge nicht begriffen hat: Wer die Kuh vom Eis holen will, muss die Zuwanderung halbieren. Dies kann und muss man europakompatibel machen. In der Logik der europakompatiblen, flankierenden Massnahmen, welche die Bürgerlichen lange Zeit bekämpft hatten. Mit einem Programm zur Erhöhung der Produktivität und Kaufkraft unter Beibehaltung der Personenfreizügigkeit. Über Nacht wäre die EU zufrieden, und die SVP

würde in Panik geraten. Weil sie nicht mehr gleichzeitig auf allen Klavieren spielen könnte.

Christoph Blocher kann ruhig schlafen. Seine politischen Helfer in den anderen Parteien sind für ihn unterwegs. Ruedi Strahm verbreitet falsche Zahlen und fordert bei der Vergabe von Arbeitsstellen eine Inländerbevorzugung. Als ob dies mit der Personenfreizügigkeit und den Bilateralen vereinbar wäre. Simonetta Sommaruga will – wie sie es schon vor zehn Jahren befürwortete – Kontingente für die Einwanderung einführen. Und Cédric Wermuth kämpft – bar jedes ökonomischen Sachverständes – für Importkartelle und für landwirtschaftliche Produkte, die im Vergleich zu Österreich doppelt so teuer sind. Dies, um notwendigen Strukturwandel zu verhindern.

Blocher war in Sachen Präsenz schon lange nur mehr ein halber Nationalrat. Jetzt tritt er zurück, um sich seiner alten Weggefährten zu entledigen. Und wird 2015 wieder kandidieren, um für die SVP Sitze und Prozente zu retten.

Der FC Bayern funktioniert ohne Hoeness nicht. So wenig wie die SVP bis auf weiteres ohne Christoph Blocher. Deshalb hat Hoeness kaum verschlüsselt seine Rückkehr angekündigt. Genau wie Blocher in «Teleblocher». Er taucht kurz unter, um wieder aufzutauchen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## «Zu einem günstigen Preis»

Von Kurt W. Zimmermann — Konzernjournalismus ist schwer im Kommen. Redaktionen betreiben ungenierte Marktförderung.

Wenn man ein seltsames Verhalten einer Zeitung verstehen will, dann hilft oft die Chronologie. Seltsames Verhalten zeigte zuletzt die *Finanz und Wirtschaft*. Sie zeigte es rund um den börsenkotierten Werbevermarkter Publigroupe.

Am 5. März schrieb das Blatt über Publigroupe, die Lage sei «nicht erfreulich». Am 8. März schrieb das Blatt über Publigroupe, es werde sie «nicht mehr lange geben». Am 2. April schrieb das Blatt über Publigroupe, man solle «sich von den Aktien trennen». Am 12. April schrieb das Blatt über Publigroupe, man könne «die Aktien weiterhin nicht empfehlen».

Warum, so fragte man sich, warum schreibt die *Finanz und Wirtschaft* dauernd grosse Artikel über eine kleine Firma wie Publigroupe? Und warum ist es den Journalisten so wichtig, dass deren Börsenkurs tief im Keller ist?

Am 17. April machte Tamedia ein Übernahmeangebot für Publigroupe. Tamedia bot kelleriefe 150 Franken pro Aktie. Tamedia ist die Besitzerin der *Finanz und Wirtschaft*.

Reiner Zufall, logischerweise.

Wie nach jedem Übernahmeangebot stieg jetzt der Publigroupe-Aktienkurs. Nun versuchte die *Finanz und Wirtschaft* mit allen Mitteln zu verhindern, dass der Kurs zu sehr stieg und Tamedia einen merklich höheren Preis zu zahlen hätte.

Am 22. April schrieb das Blatt über Publigroupe, sie habe «über Jahre Wert vernichtet». Am 3. Mai schrieb das Blatt über Publigroupe, es würde es «meinem Arbeitgeber Tamedia gönnen, wenn er Publigroupe zu einem günstigen Preis übernehmen könnte».

Am 5. Mai verkaufte Publigroupe ihre Beteiligungen an der *Neuen Luzerner Zeitung* und dem *St. Galler Tagblatt* für 53 Millionen an die NZZ. «Publigroupe verkauft günstig», titelte prompt die *Finanz und Wirtschaft* und legte dar, warum der Verkauf trotzdem keinen steigenden Aktienkurs bedeute.

Ich habe dies so ausführlich beschrieben, weil es einer der hübschesten Fälle von Konzernjournalismus ist, die ich jemals gesehen habe. Die Redaktion integriert sich in die PR-Abteilung ihres Arbeitgebers.

Wir könnten nun über Unabhängigkeit im Journalismus philosophieren. Das bringt wenig. Interessanter ist, warum Konzernjournalismus derart ungeniert im Kommen ist.

Es hat mit den neuen Strategien der Medienhäuser zu tun. Früher hatten Medienhäuser Publikationen. Die Formen von Konzernjour-



Reiner Zufall, logischerweise: Publigroupe.

nalismus waren harmlos. Vielleicht lobte der *Blick* mal die *Glückspost*, und Radio 24 lobte den *Tages-Anzeiger*. Das war nett, aber kommerziell irrelevant.

Heute haben Medienhäuser Internetplattformen, Online-Marktplätze, digitale Handelsfirmen, Ticket-Shops, Suchmaschinen und Adressdatenbanken. Sie suchen ständig nach Akquisitionen ausserhalb des publizistischen Stammgeschäfts. In diesen neuen Geschäftsfeldern wird die Promotion durch die hauseigenen Publikationen viel wichtiger, weil sie nun direkte kommerzielle Auswirkungen hat. Die Journalisten können zur direkten Marktförderung eingesetzt werden.

Der *Blick* («OlympJA») trommelt darum für die Bündner Olympia-Kandidatur und für Lara Gut, weil beides Umsatzträger bei Ringiers interner Vermarktungsagentur sind. Die *Aargauer Zeitung* («Watson übertrifft Erwartungen») trommelt darum für die hauseigene Internetplattform, weil deren Zahlen eine betriebswirtschaftliche Misere sind. Das Schweizer Fernsehen trommelt darum in «Glanz & Gloria» und «10 vor 10» für seine Kehlen-Show «The Voice of Switzerland», weil die möglichst über Werbeumsätze refinanziert werden soll.

Konzernjournalismus ist Kommerzjournalismus. Hier haben unsere Journalisten keine Berührungsängste mehr.

## Privilegien

Von Beatrice Schlag — Das Los, ein reicher Sohn zu sein.

Tal Fortgang ist zwanzig, Amerikaner und seit knapp einem Jahr Student an der Elite-Universität Princeton in New Jersey. Sein Name war niemandem geläufig. Das änderte sich schlagartig, als der Artikel, den Fortgang für eine konservative Princeton-Studentenzeitung geschrieben hatte, vom üblicherweise eher linkslastigen *Time Magazine* nachgedruckt wurde. Der Titel lautete: «Warum ich mich nie dafür entschuldigen werde, ein privilegierter weisser Mann zu sein.» Darin beklagt sich der Enkel jüdischer Einwanderer, die in den USA ein Vermögen erwirtschaftet hatten, dass man ihn, wenn er seine politischen Ansichten äussere, immer wieder mit denselben Worten mundtot machen wolle: «Denk an deine Privilegien.» Der Satz, klagt Fortgang, schlage ein wie eine Drohne und ziele auf seine Hautfarbe, sein Geschlecht und seine Herkunft ab. Er suggeriere, dass Leute wie er sich quasi dafür entschuldigen müssten, dass die scheinbar wichtigsten Drahtzieher der Welt weisse Männer seien. Fortgang ging nicht so weit, diejenigen, die ihn an seine Privilegien erinnerten, als Rassisten zu bezeichnen. Aber er sagte, es grenze durchaus an Rassismus, seine Leistungen und Meinungen nur darauf zurückzuführen, dass er eben ein reicher weisser Sohn sei.

Trotz seines intellektuell eher schlichten Inhalts löste der Artikel eine Lawine von Reaktionen aus. Nicht nur im Internet, sondern auch in Medien, die gemeinhin als ernsthaft gelten. Tal Fortgang hatte offensichtlich einen Nerv getroffen. Aber niemand schien richtig fassen zu können, welcher Nerv da gezuckt hatte. Natürlich geht es nicht darum, jemandem Geschlecht, Rasse und eine wohlhabende Familie vorzuwerfen. Tal Fortgangs Artikel endet mit den Sätzen: «Ich habe über meine Privilegien nachgedacht. Und ich entschuldige mich für nichts.» Vielleicht sollte er genauer nachdenken. Denn was da herausklingt, ist nicht Privileg, sondern Anmassung und trotziges Selbstmitleid. Weisse Söhne reicher Eltern haben in der Regel bessere Startchancen als farbige Söhne und Töchter aus dem Mittelstand. Das nimmt ihnen kein Mensch übel, solange es ihre Wahrnehmung nicht trübt. Wenn man Tal Fortgang seine Privilegien um die Ohren haut, dann deswegen, weil er auftritt, als seien sie sein Verdienst.



«Nur wer die Risiken kennt, ist bereit, auch etwas dagegen zu unternehmen.» *Bruno Merk*



«Verhängnisvolle Folgen für den Staat.»

#### Springender Punkt

Nr. 19 – «Kahlschlag von oben»; Philipp Gut über die Schweizer Armee

Ich beendete meine Militärkarriere 1995 im Armeestab SCOS (Operative Schulung), in dem jeweils die Szenarien für Übungen auf oberster Stufe geschaffen wurden. Bis 1989 war der Feind immer eindeutig klar gewesen, und wir alle wussten, wofür wir unseren Militärdienst leisteten. Auch die Truppe war sich darüber im

Klaren und war entsprechend motiviert. Dies änderte sich aber ab 1990 (nach dem Mauerfall), obwohl auch damals nicht der allgemeine Weltfrieden ausbrach. Es war nämlich sehr beeindruckend, welches Szenario sich damals auftrat.

1990 befassten wir uns mit der Problematik eines gravierenden Konflikts im arabischen Raum zwischen fundamentalistischen und laizistischen Gruppierungen, welcher einen Flüchtlingsstrom grossen Ausmasses übers Mittelmeer nach Europa, besonders Italien, auslösen dürfte. Es war allerdings schon damals nicht einfach, daraus eine fühlbare Bedrohung für die Schweiz glaubhaft zu erklären. Diese Problematik dauert auch 25 Jahre danach weiter an. In unserer heutigen dekadenten Wohlfühl-atmosphäre will man Bedrohungen nicht zur Kenntnis nehmen, denn es ist unangenehm, beunruhigend und erfordert anstrengende Gegenmassnahmen. Dies betrifft in erster Linie die Medien und in der Folge die medienorientierten Politiker, die sich lieber Themen widmen, die beim Stimmvolk leichter ankommen.

Damit kommen wir zum springenden Punkt. Die heutige Wohlfühl- und Konsumgesellschaft will Bedrohungen nicht mehr sehen und wahrhaben. Sie stimmt zwar für die Aufrechterhaltung der Armee, um vermeintliche Wohlfühlsicherheit zu haben, ist aber nicht mehr bereit, den dafür notwendigen Preis zu bezahlen. Es ist deshalb absolut erforderlich, auf die heutigen gefährlichen neuen Bedrohungen aufmerksam zu machen und die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, um auch unserer

heutigen Jugend weiterhin Sicherheit zu verschaffen. Nur wer die Risiken kennt, ist bereit, auch etwas dagegen zu unternehmen; wer mit geschlossenen Augen Auto fährt oder träumt, riskiert den Crash. *Bruno Merk, Perroy*

Der Kahlschlag beziehungsweise die heimliche Demontage der Schweizer Armee hat längst zur schleichend unheimlichen Armeeabschaffung mutiert, was für unseren Staat überhaupt verhängnisvolle Folgen haben wird. Unserer Armee kommt nicht nur eine sicherheitspolitische Bedeutung, sondern auch eine wichtige gesellschaftliche sowie integrative Funktion zu, stellt sie doch einerseits eine Schicksalsgemeinschaft über alle Gesellschaftsschichten hinweg dar und bietet sie andererseits eine vorzügliche Integrationschance. Die Armee ist demzufolge eine wichtige Stütze unserer direkten Demokratie und Gesellschaftsordnung, was da und dort völlig verkannt wird. Wäre es nicht angezeigt, dass sich verantwortungsbewusste aktive Offiziere organisieren und im Sinn des Gangs durch die Instanzen von innen her aktiv Gegensteuer geben? Noch scheint mir die Abschaffungsdynamik nicht irreversibel. Man sollte sich in Bern endlich wieder des dort archivierten Begriffs «Dissuasion» erinnern und diesen, angepasst an das heutige Umfeld, neu definieren. Entwicklungen wie in der nicht allzu weit entfernten Ukraine sowie im destabilisierten Maghreb und im Nahen Osten rufen geradezu danach. *Hans-Jacob Heitz, Männedorf*

#### Wo sind denn die Gripen-Gegner?

Nr. 18 – «Gripen»; Editorial von Roger Köppel

An der Gripen-Orientierung durch Bundesrat Maurer vom 5. Mai in Burgdorf wurde vom Publikum bemängelt, dass sich entweder keine Gripen-Gegner im Saal befänden oder sich diese nicht zu äussern wagten. Auch der Verteidigungsminister liess verlauten, dass sich bei seinen bisherigen Referaten noch keine Gripen-Gegner gemeldet hätten, was er eigentlich bedaure.

Dem hielt ein Zuhörer im Saal entgegen, dass die politisch wie finanziell mächtigste Gegnerschaft die SRG bilde. Sie zweckentfremde die Zwangsgebühren regelmässig zur Stimmungsmache gegen alles, was Roger de Weck und seinen Getreuen nicht genehm sei. Als Beispiel unter vielen andern nannte der Redner die Morgennachrichten desselben Tages, in welchen die SP-Nationalrätin Priska Birrer auf allen SRF-Kanälen dem ganzen Land weismachen durfte, der Gripen sei dreimal lauter als der Tiger. Die Gripen-Gegner müssen also nicht mehr auf die Strasse gehen, um gegen die ihnen missliebige Flugzeugbeschaffung zu demonstrieren: Diese Mühe nimmt ihnen die SRG dankbar ab und liefert ihnen – wie auch den Befürwortern – die Munition in einer Unzahl von häufig sehr tendenziösen Sendungen

Ihr erstes  
Stelleninserat  
einen Monat  
lang gratis!

[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

 **STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal



direkt in die warme Stube. Auch die angebliche Einmischung des schwedischen Botschafters wurde von der SRG in ungebührlicher Masse und einmal mehr sehr einseitig aufgebauscht.

In seiner Sendung vom 5. Mai auf SRF lachte Roger Schawinski die FDP-Nationalrätin Corina Eichenberger vor laufender Kamera regelrecht aus, unter den hämischen Blicken von SP-Nationalrätin Galladé, die dem Moderator förmlich an den Lippen hing. Schawinski musste natürlich auch das Gesellenstück seines Zöglings Brotz von der «Rundschau» aufwärmen, in dem dieser den Verteidigungsminister bis zum Gehtnichtmehr provozierte. Immerhin liess sich Frau Galladé von Schawinski nicht dazu manipulieren, die Reaktion von Bundesrat Maurer abzuqualifizieren. Dies hatte die SRG bereits zuvor manigfach getan, indem sie Unwahrheiten der Art verbreitete, der Bundesrat sei in der «Rundschau» ausgerastet und habe geschäumt.

Fazit: Auch die Gripen-Befürworter müssen ungefragt und widerwillig das SRG-Bollwerk gegen den Gripen mitfinanzieren. Was sich der Monopolsender auch hier wieder an Unausgewogenheit und einseitiger Propaganda leistet, ist eine grobe Konzessionsverletzung und hat mit dem immer wieder heraufbeschworenen Service public rein gar nichts zu tun! Wer Meinungsäusserungsfreiheit ständig mit Narrenfreiheit verwechselt, dem gehört der öffentlich-rechtliche Status endlich abgesprochen.

Er soll sich wie die anderen Radio- und TV-Anstalten im rauen Markt bewähren müssen.  
*Nicolas W. Oetterli, Wauwil*

Es geht um die Sicherheit der Schweiz. Unser Land hat einen Verfassungsauftrag, nämlich eine Armee zu haben, die Land und Bevölkerung schützt. Heute wecken die Alpentransversalen, das Wasser und andere mehr verschiedene Begehrlichkeiten. Die Schweizer Bürger haben der Milizarmee in grosser Mehrheit zugestimmt. Für diesen Auftrag benötigt unsere Armee ausser den Soldaten und dem Bodengerät auch eine effiziente Luftwaffe. Die 54 Tiger müssen altershalber ersetzt werden.

Einer Luftwaffe obliegen immer auch luftpolizeiliche Aufgaben – z.B. den Schutz des Weltwirtschaftsforums während 24 Stunden oder heikler Anlagen sowohl in Friedens- wie in Kriegszeiten zu gewährleisten. Sie muss ausserdem die Milizsoldaten und die militärischen Geräte unserer Armee schützen. Sodann ist die Aufklärung in der Luft und auf dem Boden notwendig. Die Luftüberwachung unseres schweizerischen Hoheitsgebietes kann unser neutraler, bündnisfreier Staat nur selber wahrnehmen. Diese einer ausländischen Macht oder einem Kriegsbündnis, als das sich die Nato gezeigt hat (Jugoslawienkrieg), zu übertragen, ist keine Option. Ein neutraler Staat wie die Schweiz trägt mit seiner Neutralität auch andern Staaten ge-

genüber Verantwortung. Auch humanitäres Wirken ist nur von einem Staat aus möglich, der strikt neutral ist und sich schützt. Auch junge Menschen sind sich heute dessen mehr bewusst, dass wir das Kleinod Schweiz zu schützen haben. Der Gripen aus dem neutralen Schweden ist das passende Modell dazu. Saab ist eine erfahrene Herstellerfirma, Schweden ist der Schweiz zudem immer mit Anstand begegnet.

Der Gripen-Fonds wird aus dem Verteidigungsbudget gespiesen (7 % des Bundeshaushalts; zum Vergleich, Sozialwerke: 33%). Der neutrale Staat Schweden garantiert für gute Beziehung. Für die Schweiz bringt dieses Geschäft Arbeit: Es bestehen 518 Verträge mit Schweizer Firmen. *Regula Escher, Zürich*

#### Korrigenda

Im Artikel «Umerziehung zum Guten» (Nr. 18/14) steht, die ehemalige SP-Nationalrätin Vreni Müller-Hemmi präsidiere den Förderverein für die Schaffung einer Menschenrechtsinstanz und sei Stiftungsrätin von Swiss Intercooperation. Wir präzisieren: Frau Müller-Hemmi hat den Förderverein Menschenrechtsinstitution Schweiz bis zu dessen Auflösung 2010 zusammen mit Martine Brunschwig Graf präsidiert. 2010 hat sie auch ihr Stiftungsratsmandat bei Intercooperation abgegeben.

*Die Redaktion*

Sunrise

**FREEDOM FÜR ALLE.**

# MEIN ABO WECHSELN, WANN ICH WILL.

## Vergessen Sie Mindestlaufzeiten.

Sunrise Freedom gibt Ihnen die Freiheit, Ihr Handy-Abo zu wechseln, wann Sie wollen. So haben Sie immer das für Sie perfekte Abo. Infos auf [sunrise.ch/freedom](http://sunrise.ch/freedom)



Das macht Sinn. **Sunrise**

# «Ahnt, wie ich einsam sterbe»

Der Vater erfand die Relativitätstheorie. Sein Sohn Eduard wollte Bäume züchten, die Brotlaibe tragen. Wer war der hochbegabte, schizophrene Mann, den Albert Einstein ein Leben lang in der psychiatrischen Klinik Burghölzli versteckte? Von Urs Gehrig

Irgendetwas irritiert an dem Bild. Die adrette Kleidung passt zwar zur Saison. Es ist Frühling! Aber sie passt nicht zu dem Herrn mit dem schlohweissen Haar. Albert Einstein, perfekt gekleidet in Anzug, Weste, mit Krawatte gar! Er, der normalerweise wie eine Vogelscheuche daherkommt. Wozu nur hat der Physiker sich schön gemacht?

Auch mit dem jungen Mann neben dem Jahrhundertgenie stimmt etwas nicht. Rebellisch vergräbt er seinen Blick in einem Stoss Papier. Es ist Eduard, Alberts Sohn. Eben haben die beiden noch zusammen musiziert. Brahms. Sonate für Violine und Klavier Nr. 3. Zeugen sprechen von perfekter Harmonie. Anmutig tanzten Eduards Hände über dem Klavier, zärtlich strich Alberts Bogen durch die Partitur. Nichts deutet in diesem Moment des vollen Klangs darauf hin, dass diese Sonate ihr Schwanengesang sein wird.

Jetzt ist der letzte Ton verklungen. Vater Einstein hat den Bogen sinken lassen, hat sein Instrument unter dem rechten Arm versorgt. Seine Augen sind leer, erloschen. Solange sie Brahms spielten, hatte er in der Illusion gelebt, er habe seinen verlorenen Sohn wiedergefunden. Nun liegt zwischen ihnen wieder ein dunkles Meer.

## «Kein ganzer Mensch»

Es ist die letzte gemeinsame Fotografie der beiden. Aufgenommen am 5. Mai 1933 im Empfangsraum der psychiatrischen Klinik Burghölzli. Albert ist angereist, um adieu zu sagen. Für immer. Auf der Flucht vor dem aufdröhnenden Hitlerreich macht er kurz halt bei seinem kranken Sohn. Bald setzt er über nach Amerika. Zweiundzwanzig lange Jahre werden noch beide auf diesem Planeten leben. Der Vater in Ruhm. Der Sohn in geistiger Umnachtung. Niemals mehr werden sich ihre Wege kreuzen. Der Sohn wird dem Vater Gedichte senden. Doch erwidern wird der keines. Der Erforscher des Universums hinterlässt im Burghölzli ein schwarzes Loch. Und kaum jemand auf der Welt wird davon erfahren.

Eduard Einstein, geboren am 28. Juli 1910, ist Albert Einsteins zweiter Sohn. Vor Freude über die Geburt trägt der stolze Vater, zu jener Zeit Extraordinarius für theoretische Physik an der Universität Zürich, einen ganzen Rucksack voll Spreu für die Wiege den Zürichberg hinauf, in seine Wohnung an der Moussonstrasse. Der Junge, genannt «Tete», «Tetel» oder «Teddy», ist chronisch krank. «Es ist ausgeschlossen, dass er ein ganzer Mensch wird», schreibt Einstein

seinem Freund Michele Besso über den sechsjährigen Eduard: «Wer weiss, ob es nicht besser wäre, wenn er Abschied nehmen könnte, bevor er das Leben richtig gekannt hat!»

Wider Vaters Erwarten beisst sich Tete durch. Mit sechs liest er Hauffs Märchen, mit neun die deutschen Klassiker, mit vierzehn schreibt er Spottgedichte und Aphorismen, brilliert mit musischem Talent. Schulkollegen beschreiben ihn als bissig-ironisch, liebenswert und blitzgescheit. Er will Arzt werden, Psychologie studieren. Doch dann, mit neunzehn, bricht er zusammen. Seine Worte werden wirr und wirrer, er schwankt zwischen Weinkrämpfen und Ge-

---

«Wer weiss, ob es nicht besser wäre, wenn er Abschied nehmen könnte, bevor er das Leben gekannt hat!»

---

walt. Er wandert durch die Wohnung, nackt, er drischt auf das Klavier, dann auf den Nachbarn ein. Unter Tränen bringt ihn die Mutter ins Burghölzli. Man diagnostiziert eine «schwere Schizophrenie».

Albert weiss genau, woher das kranke Erbgut stammt. Von Eduards Mutter, von Mileva Maric, dem Hinkebein aus Novi Sad. Ihre Schwester Zorka ist auch krank im Geist, darbt mit zwei Dutzend Katzen. Auch bei Mileva ortet er schizoide Züge. Hätte man ihn doch bloss gewarnt! «Wenn ich informiert gewesen wäre, wäre er [Eduard] nicht auf der Welt», wird er seinem älteren Sohn Hans Albert schreiben.

Albert hat die Familie verlassen, als Tete vier war. Jetzt ist er zurückgekehrt, der Wundervater. In schlechter Absicht, Tetel hat es sofort



«Doxerl»: Einstein mit Ehefrau Mileva Maric.

gemerkt. «Er wollte mir eine Moralpredigt halten. Er will mich lehren zu leben. Ich soll vernünftig sein. Zu spät, Papa. Vorher hättest du dich um Teddy kümmern müssen. Teddy existiert nicht mehr. Eduard wird der erste Mensch sein, der mit eigenen Flügeln fliegen kann.»

Mit solchen inneren Monologen entführt der französische Autor Laurent Seksik in Eduard Einsteins wirre Gedankenwelt. «Der Fall Eduard Einstein», heisst sein Buch, das seit dieser Woche auf Deutsch vorliegt. Kunstvoll macht Seksik mit dem vergessenen Sohn des Jahrhundertgenies bekannt.

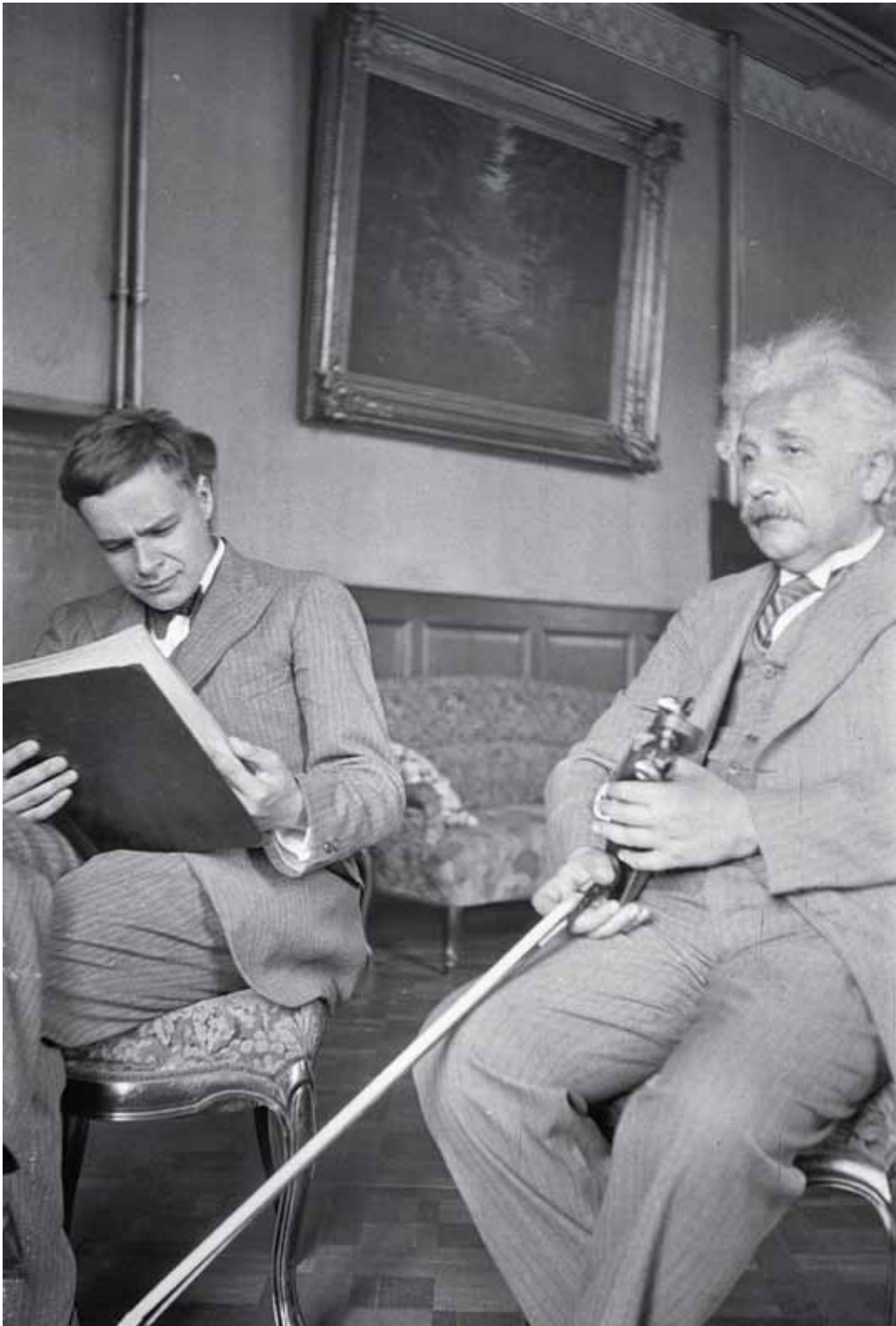
Niemand kennt Tedes Psychosen besser als Mutter Mileva, die bis zu ihrem Tod nicht von dessen Seite weichen wird. Sie ist auch dabei, als Vater und Sohn ein letztes Mal gemeinsam musizieren. Auch sie wird Albert nie mehr sehen. Längst ist ihre Ehe geschieden. Längst ist er mit einer anderen, seiner Cousine Elsa, verheiratet. Bis zur Unkenntlichkeit verblichen sind die glücklichen Tage, die wenige Kilometer vom Burghölzli entfernt, in den Hörsälen der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH), begonnen haben.

Kurz vor 1900. Einstein lernt die Serbin Mileva Maric kennen. Sie ist nicht zu übersehen. Sie ist das einzige Mädchen des Fachbereichs Physik und Mathematik, die fünfte Studentin überhaupt, die an der ETH studieren darf. «Doxerl», nennt er sie. «Du bist und bleibst mein Heiligtum», flüstert er ihr ins Ohr.

## Ein Mann der Liebschaften

Sie ist keine Schönheit, hat ein kantiges Gesicht, und ein Bein ist kürzer als das andere, Folge einer Knochentuberkulose. Doch genau diese Zerbrechlichkeit zieht Albert an, ebenso wie ihre Intelligenz und Willensstärke. Die Liebe ist nicht sein Lebensthema. Er ist ein Mann der Liebschaften. Sie fühlt anders. Sie erliegt Alberts Charme.

Von nun an hinkt sie hingebungsvoll an seiner Seite, kommt nie mehr aus seinem Schatten. Zuerst in der Berner Gerechtigkeitsgasse, wo er wie im Fieber mit sich selbst spricht. Oder mit Newton. Oder mit Galileo, dem er vorrechnet, wo er falschlag. Während er die Relativitätstheorie entwirft, wechselt sie Windeln. 1904 kommt Hans Albert zur Welt. 1910 folgt Eduard. Sie wird sauertöpfisch, eifersüchtig. Albert liebt das andere Geschlecht, im Plural! Bevor die Ehe endgültig zerbricht, schnürt er sie in ein Korsett. «Du hast weder Zärtlichkeiten von mir



«Vor Frauen nimm dich in Acht»: Eduard Einstein mit Vater Albert, 1933.

zu erwarten noch mir irgendwelche Vorwürfe zu machen», schreibt er 1914 in einen «Ehevertrag». «Du hast mein Schlaf- bzw. Arbeitszimmer sofort ohne Widerrede zu verlassen, wenn ich darum ersuche.»

«Vor Frauen nimm dich in Acht», warnt er Eduard, als er sieht, dass sein Sohn an der Liebe zu zerbrechen droht. «Die Beschäftigung mit dem anderen Geschlecht ist so erfreulich wie nötig, aber sie darf nicht der Haupttenor des Lebens werden, sonst ist man verloren.»

Frauen! Der Vater geniesst sie im Vorbeigehen. Der Sohn geht an seiner ersten zugrunde. Ein Eintrag in Eduards Krankengeschichte

schildert den Auslöser seines Absturzes wie folgt: «Mai 1930 habe er mit einer älteren, geschiedenen Frau eine Liebesbeziehung gehabt. Diese Beziehung habe ihn zugrunde gerichtet. Er habe ein Verhältnis haben wollen, was sie aber refüsiert habe. Wenn er dann aber habe aufhören wollen, dann sei sie wieder so nett gewesen mit ihm, dass es wieder weitergegangen sei. Dann schliesslich habe sie sich mit ihm ins Bett gelegt, da habe er versagt.»

Freud hätte sich seinen Reim auf den «Fall Eduard» gemacht. Das Porträt des unübertroffenen Kenners der Psychoanalyse hängt an Eduards Zimmerwand im Burghölzli. Neben por-

nografischen Fotografien. Während Eduard unter Freuds Bild Schiffbruch erleidet, tauschen sich sein Vater und der Wiener Seelenforscher über den drohenden Krieg in einem Briefwechsel aus, dessen Ziel nichts anderes ist, als die Menschheit wieder zur Vernunft zu bringen. Wusste der Psychoanalytiker, dass sein Gesprächspartner einen psychotischen Sohn hatte? Nie hat Freud darüber das geringste Wort verloren.

Derweil fährt Mileva mit ihrem kranken Sohn nach Wien zu einem anderen «Spezialisten». Sie sucht Heilung bei Doktor Sakel und seiner Insulinmethode. Patienten werden dabei in ein induziertes Koma gestürzt. Sie verlieren jede Kontrolle über sich. Ihre Bewegungen und Gedanken laufen wild durcheinander. Das Bewusstsein löst sich in einem Bad von Schmerzen und Angst auf. Dreissig Tage dauert die Tortur. Gefesselt und geknebelt, um sich vor Verletzungen zu schützen, wird Eduard «kuriert».

---

### Einstein hat das Universum durchmessen, der Gestapo getrotzt – sein Sohn ging über seine Kräfte.

---

Nach vorübergehender Linderung kommt der Rückfall. Eduard hat furchtbar zugenommen, er ist 35, aber sieht aus wie 50. In einem im Burghölzli angefertigten psychiatrischen Gutachten findet sich die lapidare Feststellung, Eduard beschäftige sich derzeit mit der Frage, «wie man auf wissenschaftlicher Basis ein Schlaraffenland errichten könne. Er meint, es müsse sich ein Weg finden lassen, durch Kreuzung gewisser Pflanzen Bäume zu züchten, die Brotlaibe tragen.»

Albert Einstein hat längst alle Hoffnung begraben. «Seitdem die Insulinbehandlung endgültig fehlgeschlagen ist, halte ich nichts mehr von medizinischem Beistand. Ich halte überhaupt wenig von dieser Zunft und finde es im Ganzen besser, die Natur unbehelligt damit zu lassen», schreibt der Nobelpreisträger seinem Freund Michele Besso. Den Rat seines Freundes, er solle Eduard doch mit auf eine seiner Reisen nehmen («dann werdet ihr ein für alle Mal wissen, was ihr aneinander habt»), schlägt Einstein in den Wind.

Was hat der Einstein nicht alles gemeistert? Er hat das Universum durchmessen. Und er hat Mut bewiesen. Er hat der Gestapo getrotzt, in Amerika hat er als einer der Ersten die Sache der Schwarzen unterstützt, an der Gründung des Staates Israel mitgewirkt, hat Roosevelt geschrieben, damit er die Bombe gegen Deutschland baut, an Roosevelt appelliert, damit er die Bombe gegen Japan stoppt. Hat den vom Dritten Reich verfolgten Juden geholfen. Aber seinen Sohn besuchen, das geht über seine Kräfte.

«Wozu ist eine solche Intelligenz gut, wenn sie nicht in den Dienst des Menschen gestellt

# «Wie viel bin ich dem Vater wert?»

**Kinder berühmter Eltern haben oft Mühe im Leben. Warum eigentlich? Ein Psychologe erklärt. Von Daniela Niederberger**

Der Sohn von John Travolta nahm Drogen, der Sohn von Michael Douglas ist ebenfalls süchtig, Klaus Mann fühlte sich von seinem Vater Thomas ungeliebt und flüchtete in Exzesse, August von Goethe ging am Gängelband des übermächtigen Vaters – man hat den Eindruck, Kinder von berühmten Eltern oder Genies hätten häufig Probleme. Was sind die Gründe?

Solche Kinder haben es nicht leicht. Kinder sind darauf angewiesen, sich mit den Eltern zu identifizieren, um ihre Persönlichkeit auszubilden. Nun sind sehr berühmte Eltern aber oft nicht da. Sie sind in ihre Passion untergetaucht, sie beschäftigen sich mit dem, was sie so besonders gut können. Eltern müssen verfügbar sein, das lässt sich mit Nannys nicht ausgleichen. Diese Eltern erfahren eine ungeheure narzisstische Zufuhr durch ihre Berühmtheit. Alle Welt will was von ihnen. Was macht das Kind, um auch noch etwas zu bekommen? Es macht über Symptome und Auffälligkeiten auf sich aufmerksam. Das Nicht-erreichen-Können der Eltern ist eine tiefe Kränkung für das Kind: «Wie viel bin ich dem Vater, der Mutter wert?»

**Wie macht ein Kind über Auffälligkeiten auf sich aufmerksam?**

Neulich war eine Familie bei mir in der Therapie. Der Vater sagte: «Jeden Tag hören mehrere tausend Menschen auf das, was ich sage. Nur mein Sohn nicht.» Durch Widerspruch erhält der Junge Aufmerksamkeit. Wenn er lieb, freundlich und angenehm ist, bekommt er zweimal in der Woche den Kopf gestreichelt. Solche Kinder sind gezwungen, über Drogen und Widerspruch eine Abgrenzung hinzukriegen.

**Alle erwarten Grosses von Prominentenkindern. Hemmt das?**

Es ist ein Druck. Die Erwartungen der Eltern und der Umwelt sind ausgeprägt. Natürlich erwartet man, dass der Sohn des hochbegabten Einstein auch etwas Besonderes auf die Reihe kriegt. Manchmal ist das auch so. Die Familie Bach hat viele musikalische Genies hervorgebracht. Aber im Nichtgenialen akzeptiert zu werden und seine eigene Identität aufzubauen, das ist schwierig.



*Schatten des Vaters:* Cameron, Michael Douglas.

**Kleine Kinder halten ihre Eltern für allmächtig: Diese können und wissen alles. Werden die Kinder grösser, müssen sie die Eltern relativieren. Sie haben einmal gesagt, das gelinge nur schwer, wenn der Vater oder die Mutter als Ikone auch von anderen Menschen verehrt wird. Weshalb?**

Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Dieter Bohlen wohnte hier in der Nähe. Seine Kinder gingen mit meinen zur Schule. Wir feierten Geburtstage zusammen. Sein kleiner Sohn hat immer gesagt: «Mein Vater ist so gross wie ein Baum. Hundert Meter hoch.» Zu dieser Zeit war Dieter Bohlen dreimal die Woche in einer Talkshow zu sehen. Irgendwann kommt der Zeitpunkt, wo Kinder sich abgrenzen müssen, um autonom zu werden. Wenn aber immer der Schatten des Vaters über sie fällt, ist das schwierig. Auch die Rebellion, in der Phase der Ablösung normal, wird erschwert. Wenn alle sagen: «Dein Vater ist doch witzig, toll, super, was hast du denn?», dann kann der Sohn nicht einfach sagen: «Alter, du bist peinlich», «Papa, du nervst». Er ist in der Schule immer «der Sohn von» und erhält damit verbundene Aufmerksamkeit. Wenn er sich nun distanziert und sagt: «Mein Vater ist blöd», würde er auf narzisstische Zufuhr verzichten.

**Haben es Kinder schwieriger, wenn sie das gleiche Talent haben wie die begabten Eltern?**

Ja. Was will denn der Sohn von Albert Einstein noch mehr machen, als die Relativitätstheorie zu entwickeln?

**Es scheitern nicht alle Kinder von Genies.**

Nein. Manche bekommen Aufmerksamkeit. Es gibt Lieblingskinder, die bevorzugt werden. Bei Sigmund Freud war dies die Tochter Anna, der es gelang, in die Fussstapfen des Vaters zu treten.

**Gibt es Kinder, die irgendwie gegen den Starruhm ihrer Eltern immun sind?**

Es gibt solche, die sich nicht darum kümmern, was die Eltern machen. Sie sagen: «Du bist Papa. Ansonsten ist mir das egal.» Aber dazu muss ein Vater präsent sein. Wenn das so einer ist wie Helmut Kohl, der nur in seiner Rolle aufging, dann ist es schwierig. Glaubt man seinen Söhnen, war Kohl nie da. Die hatten nicht einen berühmten Vater, die hatten keinen Vater. Und dazu eine Mutter, die überfordert und depressiv war.

**Was können berühmte Eltern tun, damit ihre Kinder lebensstüchtig werden?**

Das, was gute Eltern immer tun: die Welt mit den Augen des Kindes sehen. Einfach Zeit haben. Sich abgrenzen vom Rummel und auf dem Boden sitzen und spielen. Oder wenn die Kinder grösser sind, um den Tisch rum sitzen und spielen. Dann können die Kinder unterscheiden zwischen dem Vater, der immer am Fernsehen ist, und dem Papa. Dann können sie sagen: «Aber ich kenne einen anderen.» Ich bin befreundet mit Lars Brandt, dem Sohn von Willy Brandt. Bei ihm gab es eine Ebene, da war er nicht Kanzler, da war er ganz als Vater da. Das muss nicht extensiv sein.

**Sollten berühmte Eltern die Karriere ein Stück weit zurückstellen?**

Das würde ich nicht sagen. Kinder wollen nicht Aufmerksamkeit zum Preis, dass die Eltern unzufrieden sind. Es gab eine grosse Studie hier in Deutschland, in der man untersuchte, welche Kinder sich über mangelnde Aufmerksamkeit beklagen. Das waren nicht Kinder von Doppelverdienern. Das waren Kinder von Arbeitslosen. Die sind nur physisch präsent. Es ist eine anwesende Abwesenheit.

Wolfgang Hantel-Quitmann ist Professor für Klinische und Familienpsychologie an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg.



«Hemmung»: Mileva Einstein mit ihren Söhnen Eduard (l.) und Hans Albert, 1914.

wird?», klagt Seksik fragend an. Manche Passagen seines Buches lesen sich wie Theaterdialoge. Seksik hat zwar viel Quellenforschung betrieben, aber oft greift er zünftig in den Malkasten seiner Fantasie. So vermischt sich bei den Exkursen in die Gedankenwelten der Protagonisten Wirklichkeit mit Fiktion. Was elegant beginnt, wird zunehmend zum Ärgernis. Unter dem Etikett «Roman» wird «Der Fall Eduard Einstein» zu einer subjektiven Realitätstheorie. Schnell wird klar, dass für Seksik die Mutter die still leidende Heldin ist. Im Martyrium der selbstlosen Mileva spielt Albert die Rolle des hartherzigen Egoisten.

Die Schlüsselfrage lautet: Warum vermag der Mann, der besessen erforscht, was die Welt im Innersten zusammenhält, sich nicht auch mit

dem kranken Hirn seines Sohnes befassen, ihm wenigstens beistehen?

Ansätze einer Antwort finden sich in Einsteins Briefen. «Es liegt da eine Hemmung zugrunde, die völlig zu analysieren ich nicht fähig bin», schreibt er seinem Biografen Carl Seelig, der sich neben Robert Walser auch Eduards annimmt. «Es spielt aber mit, dass ich glaube, schmerzliche Gefühle verschiedener Art bei ihm zu wecken, dadurch, dass ich irgendwie in Erscheinung trete.» Das klingt nach einer wohlfeilen Ausrede.

Zehn Monate nachdem seine Schwester Maja im Juni 1951 in Princeton gestorben war, schreibt Einstein an Seelig über Eduard: «Er bildet das nahezu einzige menschliche Problem, das ungelöst bleibt. Die andern sind nicht

durch mich, sondern durch die Hand des Todes gelöst worden.»

Ein Eingeständnis verzweifelter Ohnmacht? Oder Ausdruck seelischer Grausamkeit? Seksiks Vortrag erlaubt keine Schlüsse. Dass das Schicksal Eduards vergessen ging, ist nicht allein dem Schweigen des Vaters geschuldet. Jeder seiner Biografen hat den Sohn ausgeblen-

«Er bildet das nahezu einzige menschliche Problem, das ungelöst bleibt.»

det. Auch sein langjähriger Betreuer Seelig selbst. Als ob die Existenz eines geisteskranken Sohnes den Nimbus des Jahrhundertgenies beschmutzen würde.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Eduard im Burghölzli als Patient dritter Klasse. Man beschäftigte ihn als Gärtner. 1965 starb er 55-jährig in der Klinik. Sein Grab auf dem Friedhof Höggerberg ist längst aufgehoben. Einzig in seiner Krankengeschichte finden sich ungefilterte Spuren zu seiner Seele, in Form von eigenen Gedichten, die mehr erzählen über seine Qualen als tausendseitige Atteste:

«Ahnt, wie ich einsam sterbe,/Lautlos schwinde/Und in keine Rinde mein Dasein kerbe/Was ich gesät,/Haben die Winde leer verweht./Was ich gedämmt, hat schon geschwinde/Der Bach fortgeschwemmt./Ahnt, wie ich einsam sterbe,/Und wie die Scham mir meinen Halt,/Mir alles nahm.»

Laurent Seksik: Der Fall Einstein, Roman, Blessing Verlag, 336 S., Fr. 31.90

**bb business broker**

Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T +41 (0)44 420 11 11

info@businessbroker.ch

|                                                   |                                                    |                                                                    |
|---------------------------------------------------|----------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------|
| <b>IT-DL mit über 120 Supportverträgen</b>        | <b>Grosshändler von medizintechnischen Prod.</b>   | <b>Weltweit bekannter Werkzeugbauer</b>                            |
| Umsatz: CHF 3'000'000.-<br>Preis: CHF 3'800'000.- | Umsatz: EUR 600'000.-<br>Preis: EUR 1'400'000.-    | Umsatz: CHF 9'600'000.-<br>Preis: CHF 10'000'000.-                 |
| <b>Pferdesportfachgeschäft</b>                    | <b>Handelsfirma für nachhaltig prod. Textilien</b> | <b>Babyfachgeschäft Region Berner Oberland</b>                     |
| Warenlager: CHF 600'000.-<br>Preis: CHF 800'000.- | Umsatz: CHF 184'000.-<br>Preis: CHF 175'000.-      | Umsatz: CHF 1'146'000.-<br>Preis: CHF 450'000.-                    |
| <b>Event-Lokalität mit Barbetrieb in Zürich</b>   | <b>Webshops für Berufsbekleidung/-ausrüstung</b>   | <b>Hochprofitables Hotel</b>                                       |
| Umsatz: CHF 322'300.-<br>Preis: CHF 450'000.-     | Umsatz: CHF 200'000.-<br>Preis: CHF 170'000.-      | In beliebter Schweizer Feriendestination<br>Preis: CHF 3'900'000.- |
| <b>Handelsfirma mit Generalvertretungen</b>       | <b>Langjähriger Holzbaubetrieb</b>                 | <b>Regional bekannte Traditionsgarage</b>                          |
| Umsatz: CHF 396'000.-<br>Preis: CHF 250'000.-     | Umsatz: CHF 610'000.-<br>Preis: CHF 210'000.-      | Umsatz: CHF 3'200'000.-<br>Preis: CHF 900'000.-                    |

[www.businessbroker.ch](http://www.businessbroker.ch)

# Im Netz der Dschihadisten

Ein Gleitschirmlehrer aus dem Wallis folgte dem Ruf eines nordafrikanischen Terroristen. Über Facebook rekrutiert, fand sich der Konvertit im «heiligen Krieg» in Syrien wieder. Auch andere Schweizer zieht es dorthin. Was sind ihre Motive? Was geschieht mit ihnen? *Von Kurt Pelda*

Warum reisen junge Männer aus der Schweiz nach Syrien, in den angeblich heiligen Krieg? Darüber wird viel geschrieben. Von islamischer Radikalisierung, Hasspredigern und Gehirnwäsche ist die Rede. Harmlose Heranwachsende würden sich in Syrien zu Killermaschinen entwickeln – im Namen eines vollkommen verdrehten und falsch verstandenen Islam. Sollten sie nach Europa zurückkehren, drohe die Gefahr von Terroranschlägen.

Was man in den Medien über die Dschihadisten lesen kann, ist zwar nicht ganz falsch. Doch die meisten Autoren und sogenannten Dschihadismus-Experten waren selbst noch gar nie im syrischen Bürgerkriegsgebiet. Ausgeblendet wird häufig das herausragende Motiv der «Hedschra», der Auswanderung in das «gelobte Land» as-Scham, wie Radikalislamisten Syrien zu nennen pflegen. Hauptursache ist der brutale Vernichtungskrieg, den Präsident Assad gegen sein eigenes Volk führt, gepaart mit der Untätigkeit des Westens. Es ist kein Zufall, dass der Zustrom von ausländischen Kämpfern ausgerechnet nach Assads Sarin-Attacken im letzten August ungeahnte Ausmasse annahm.

Das war wie ein Dambruch. Die Schlepper an der türkisch-syrischen Grenze hatten fortan Hochkonjunktur, um all die Araber, Europäer, Amerikaner, Afrikaner und Asiaten ins Land as-Scham zu bringen. Heute sind es ganze Stadtviertel, die Assad ungestraft mit Fassbomben einäschert. Und während er seine Sarin-Vorräte unter Aufsicht der Uno ausser Landes bringen und vernichten lässt, werfen seine Helikopter nun Bomben mit chinesischem Chlorgas ab. «Wie viele arme Leute sollen noch getötet werden, bis ihr etwas unternimmt? Ist es eine Viertelmillion? Ist es eine Million?» Diese rhetorischen Fragen richtete John Ging, operativer Direktor des Uno-Büros für Nothilfe Koordination, kürzlich an die Adresse westlicher Politiker.

Genau dieses Versagen der Politik ist die hauptsächliche Triebfeder der Dschihadisten. Es ist der Drang, jenen zu helfen, denen sonst niemand hilft. Abenteuerlust, religiöser Fanatismus oder die Hoffnung, der Arbeits- und Perspektivenlosigkeit im Heimatland zu entkommen, werden von diesem Leitgedanken überlagert. Auf meinen acht Reisen ins syrische Kriegsgebiet habe ich etwa zwei Dutzend ausländische Dschihadisten getroffen. Alle gaben an, gegen die Ungerechtigkeit, gegen das Massaker an der syrischen Bevölkerung kämpfen zu wollen. Einige davon hinderte das aller-

dings nicht, sich selber am Gemetzel Unschuldiger zu beteiligen.

Von den häufig nichtreligiösen Motiven klar zu unterscheiden sind dagegen diejenigen der Netzwerke, die Möchtegern-Dschihadisten nach Syrien schleusen. Die Netzwerke gehören alle zu radikalislamistischen Strömungen und vertreten die antiwestliche Ideologie von al-Qaida oder der Steinzeit-Extremisten des Islamischen Staats im Irak und as-Scham (Isis). Sie nützen die Naivität und Ignoranz der jungen Männer aus, um sie nach Syrien zu locken. Es ist ein Weltbild für einfache Gemüter, das da vermittelt wird: Der Islam und die Muslime seien überall bedroht, bedrängt und unterdrückt. Man müsse sich dagegen wehren. Syrien sei dabei nur der Anfang. Facebook und Youtube-Videos spielen im Propagandakrieg eine wichtige Rolle. Die sozialen Internetmedien dienen der Rekrutierung von Kanonenfutter, von neuen Dschihadisten.

## «Gefällt mir»

Einer, der so angeworben wurde, ist der eigentlich harmlose Walliser Gleitschirmlehrer Mathieu A., Sohn eines Universitätsrektors. Im Internet stiess er auf das Facebook-Profil von Abu al-Hassan, einem französischen Dschihadisten mit nordafrikanischen Wurzeln. Abu al-Hassan rühmt sich selbst, der wichtigste Rekrutierer frankofoner Dschihadisten zu sein. Als der Romand Mathieu A. sich auf Facebook mit Abu al-Hassan anfreundete, gehörte dieser noch zur Terrorgruppe Isis. Auf seinem Profil veröffentlichte der französische Terrorist eine dringende Rekrutierungsanzeige: «Ort: Syrien. Berufsbezeichnung: Mudschahed – Kämpfer im heiligen Krieg ... Arbeitgeber: Allah. Gehalt:

Höchste Stufe im Paradies ...» Dem damals 29-jährigen Walliser, der erst vor kurzem zum Islam konvertiert war und sich den arabischen Zunamen Mahdi (Erlöser) gegeben hatte, passte das, und er drückte den Gefällt-mir-Button. Abu al-Hassan hatte sein «Stellenangebot» auch noch mit der Website von Turkish Airlines verlinkt, damit sich Interessenten gleich einen Flug nach Hatay buchen konnten, dem wichtigsten türkischen Sammelpunkt für Dschihadisten vor dem illegalen Grenzübertritt nach Syrien.

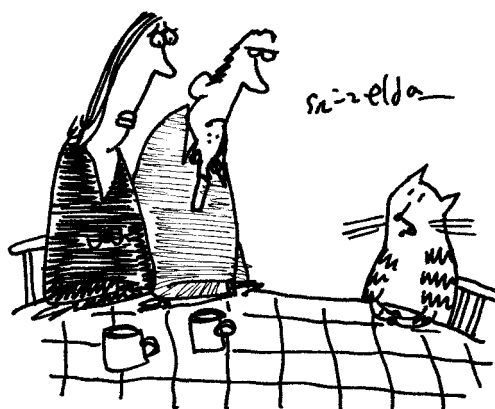
Wenige Tage bevor Mahdi alias Mathieu tatsächlich ein Flugzeug in Richtung Hatay bestieg, bekannte Abu al-Hassan auf Facebook: «Ja, ich bin ein Terrorist, und ich bin stolz darauf. Jeder, der ein Muslim sein will, muss Terrorist werden, denn das ist oberster Befehl von Allah.» Auch bei diesem Schwachsinn klickte der Walliser auf «Gefällt mir». Seltsam nur, dass er bei seiner Ankunft im syrisch-türkischen Grenzgebiet keine Ahnung hatte, was sich hinter dem angeblichen «islamischen Staat»

**«Ja, ich bin Terrorist. Jeder Muslim muss Terrorist werden, das ist oberster Befehl von Allah.»**

verbarg. Er wusste nichts, aber auch gar nichts vom Isis, wie ein syrischer Islamist verrät, der anonym bleiben möchte.

Mathieu A. riskierte sein Leben aus Naivität. Die Konversion zum Islam «heilte» ihn angeblich von seiner zuvor offen zur Schau gestellten Homosexualität. Schwule aber haben im rigiden Weltbild der Isis-Terroristen keine Lebensberechtigung. Ausserdem war der Walliser, der sich in Syrien Abu Mahdi («Vater des Erlösers») nannte, in der Schweiz offizieller Importeur einer israelischen Gleitschirmmarke, und er hatte früher den Judenstaat bereist. Der Isis aber durchleuchtet neue Rekruten, um mögliche Maulwürfe auszufiltern. Mathieus Homosexualität und seine Verbindung zu Israel hätten ihn leicht den Kopf kosten können. Spione und Abweichler köpfen die Halsabschneider des Isis nämlich, ohne mit der Wimper zu zucken.

Der Walliser hatte Glück. Schlepper brachten ihn über die türkische Grenze in die syrische Provinz Idlib, wie der syrische Islamist weiter erzählt. Von dort ging die Reise in die Nähe der Metropole Aleppo. Weil Abu Mahdi in der Schweiz eine Ausbildung als Rettungssanitäter angefangen (aber nie abgeschlossen) hatte, wollte er sich beim Isis um Verwundete und Kranke



«Mama, Papa, ich muss euch etwas sagen:  
Ich bin eine Katze!»



*Eingesperrt und verhört:* der Walliser Mathieu A. im Nahen Osten.



«Das gute Leben»: Werbung auf Facebook.



*Dschihadist mit Schweizer Pass:* Suleyman (1.).

kümmern. Aber so richtig traute man ihm wohl nicht. Später erklärte Mathieu A. gegenüber dem Westschweizer Fernsehen, er habe sich darüber entsetzt, dass Isis Ambulanzen für Selbstmordanschläge einsetze. Aus Blauäugigkeit war der Walliser unter Terroristen gelandet.

Später ging es auf Schleichwegen weiter nach Raqqa, der Hauptstadt des «Islamischen Staats» Isis. Dort wurde Abu Mahdi eingesperrt und verhört, wohl wegen seiner Homosexualität. Wie durch ein Wunder wurde er am Schluss aber von einem Scharia-Gericht freigesprochen

und zur türkischen Grenze gebracht. Dort habe er sich verirrt und sei am Schluss von den Sicherheitskräften aufgegriffen worden, erzählt ein Polizist im türkischen Grenzort Akçakale. Danach dauerte es nicht lange, bis Mathieu A. Mitte März wieder in Genf auftauchte, wo ihn Beamte der Bundesanwaltschaft bereits am Flughafen Cointrin erwarteten. Terrorismus ist kein Tatbestand im schweizerischen Strafrecht, wohl aber Unterstützung oder Beteiligung an einer kriminellen Organisation. Das Verfahren gegen Mathieu A. alias Abu Mahdi ist nur eines

von mehreren, die die Bundesanwaltschaft im Zusammenhang mit nach Syrien gereisten Dschihadisten eingeleitet hat.

### Die «Balkan-Connection»

Der Fall des im Internet angeworbenen Mathieu A. ist allerdings aussergewöhnlich. Oft handelt es sich bei den Dschihadisten nicht um gebürtige Schweizer, sondern um Secondos aus dem Balkan oder Nordafrika, meist mit muslimischem Hintergrund. Diese werden von Leuten aus ihren Ursprungsländern angeworben und nach Syrien geschickt. Ein junger Nordafrikaner erzählt, dass ihn ein Hassprediger aus sei-

### Wie durch ein Wunder wurde Mathieu A. am Schluss von einem Scharia-Gericht freigesprochen.

nem Geburtsland in einer bekannten Zürcher Moschee für den Dschihad habe anwerben wollen. «Der Prediger rief beim Freitagsgebet öffentlich zur Unterstützung des heiligen Kriegs auf.» Entsprechende Rekrutierungsnetzwerke gebe es unter den in der Schweiz lebenden Algeriern, Tunesiern und Libyern.

Eine Rolle spielen auch Radikalislamisten vom Balkan, vor allem aus Bosnien und den Albanisch sprechenden Volksgruppen im Kosovo und in Mazedonien. Ein Beispiel ist der Fall von Valdes K. (einem früher in Kriens lebenden Bosnier), der erstmals von der *Sonntagszeitung* ans Licht gebracht wurde. Dessen ebenfalls in Kriens wohnhafter Schweizer Schwiegervater Suleiman A. ist laut der bosnischen Wochenzeitung *Slobodna Bosna* ein enger Freund des berühmten Hasspredigers Nusret Imamovic. Dieser hat im nordbosnischen Dorf Gornja Maoca eine «islamische Enklave» eingerichtet und wird von den Behörden verdächtigt, Kämpfer nach Syrien zu schleusen. Dschihadist Valdes K., der in Kriens mit einer Aufenthaltsbewilligung B gelebt hatte, dürfte dieses Netzwerk benützt haben, um nach as-Scham zu reisen.

Ebenfalls dank einer «Balkan-Connection» gelangte ein Schweizer nach Syrien, der sich auf Facebook Abou Suleyman nennt. Er stammt ursprünglich aus Nordafrika, wuchs aber in christlichem Umfeld in der Romandie auf, wie sich ein Bekannter erinnert. Erst vor wenigen Jahren sei er zum Islam übergetreten. Er habe sich anfänglich in Syrien nur humanitär engagieren wollen. Dann kämpfte er beim Isis, bevor er sich der Nusra-Front anschloss, der offiziellen al-Qaida-Filiale in Syrien. Auf einem Facebook-Bild ist er mit einer Pistole und zusammen mit Abu al-Hassan, dem Rekrutierer von Mathieu A., zu sehen. Es ist das erste Foto, das einen bewaffneten Schweizer in Syrien zeigt. Laut Bundesnachrichtendienst sind mutmasslich fünfzehn Personen aus der Schweiz für den Dschihad nach Syrien gereist. Zwei von ihnen seien umgekommen. ○

# Löcher in der Schutzhülle

Das Finanzdepartement will die Axt auch ans Bankkundengeheimnis im Inland anlegen. In einem vertraulichen Bericht drängt seine Expertengruppe die Regierung, in der Schweiz einen automatischen Informationsaustausch einzuführen und sich Daten aus dem Ausland zu beschaffen. *Von Florian Schwab*

Der automatische Informationsaustausch (AIA) sei ein notwendiges Übel, das die Schweiz aufgrund ausländischen Druckes in Kauf nehmen müsse. Davon sei das Bankkundengeheimnis im Inland nicht tangiert. So die bislang gängige Beruhigungspille, die besorgten Schweizer Steuerzahlern routinemässig verabreicht wird. Auch als Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) letzte Woche nach Paris reiste, um der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zu versichern, die Schweiz werde zu den 44 frühen Anwendern («early adaptors») des AIA gehören, liess er sich von der *Neuen Zürcher Zeitung* zitieren, im Inland werde das Vertrauensprinzip zwischen Bürger und Staat weiterhin respektiert.

Vor einem Jahr hatte sich Aymo Brunetti, Chef der Expertenkommission des Bundes zu Fragen der Finanzmarktstrategie, noch eindeutig hinter das inländische Bankgeheimnis gestellt. Der Zürcher Bankenprofessor Urs Birchler, damals Mitglied dieser ersten Expertengruppe, relativierte Vorhaltungen dieser Zeitung, Brunetti entwickle sich zum Totengräber des Bankgeheimnisses: Die Arbeitsgruppe habe Vorschläge erarbeitet, die dem «(Steuerhinterziehungs-)Bankgeheimnis für ausländisches Geld ein anständiges Begräbnis ermöglichen». Der Bericht taste das inländische Bankgeheimnis nicht an, so Birchler ausdrücklich. Das war am 20. Juni 2013.

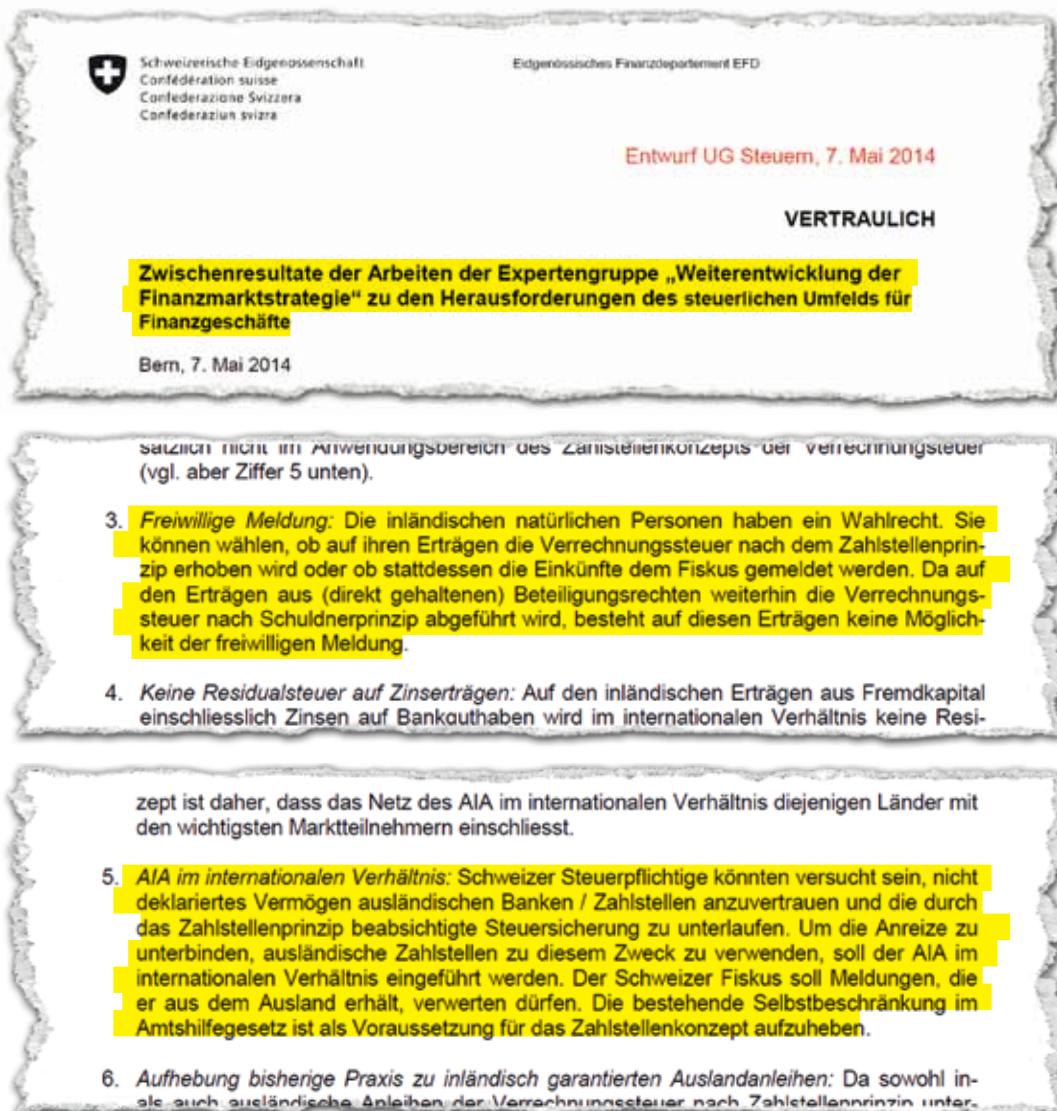
Seit dem 10. Oktober 2013 ist eine neu besetzte Brunetti-Kommission im Amt – sie setzt sich vor allem aus Bundesbeamten zusammen. Auf die Privatbanken, den gewerblichen Finanzsektor und auf die Wissenschaft wurde diesmal verzichtet. Mittlerweile gibt es auch einen neuen Zwischenbericht. Dieser ist allerdings nicht öffentlich, sondern schwelt im Verborgenen.

In dem als vertraulich gekennzeichneten Papier des Finanzdepartements äussert sich die Untergruppe Steuern der Expertenkommission «zu den Herausforderungen des steuerlichen Umfelds für Finanzgeschäfte». Einleitend heisst es: «Mit dem Zwischenbericht soll ermöglicht werden, dass der Input der Expertengruppe vom Bundesrat berücksichtigt werden kann.» Das Dokument vom 7. Mai, das der *Weltwoche* aus verwaltungsnahen Kreisen zugespielt wurde, ist zwar erst in einem Entwurfsstadium. Kenner der Abläufe gehen davon aus, dass sich allenfalls im Nachkommastellenbereich noch etwas am Text ändern könnte.

Am kommenden Montag will Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) ihre Pläne für die Umsetzung der OECD-Richtlinien präsentieren – ob dabei die neuesten Anregungen der Brunetti-Kommission schon berücksichtigt sind, ist unklar. Auch bei den Von-Wattenwyl-Gesprächen des Bundesrates mit den Parteien am Freitag ist das Thema AIA traktandiert. Bislang gingen bürgerliche Politiker davon aus, dass die rote Linie dort verläuft, wo das Bankkundengeheimnis für inländische Steuerzahler tangiert würde. Die Expertengruppe empfiehlt nun, diese rote Linie aufzugeben.

Erstens soll neu die Möglichkeit geschaffen werden, dass die Bank die Zinseinkünfte inländischer Steuerpflichtiger den Steuerbehörden

meldet, anstatt wie bisher die anonyme Verrechnungssteuer abzuführen. Was in dem Bericht positiv formuliert wird («freiwillige Meldung»), ist nichts anderes als der Einstieg in den automatischen Informationsaustausch im Inland – ein «AIA light». Es braucht wenig Fantasie, um sich vorzustellen, dass die Banken im Sinne der Steuerehrlichkeit ihre Kunden zu dieser Variante drängen werden. Wer die anonyme Verrechnungssteuer wählt, setzt sich gegenüber seinem Bankberater automatisch dem Verdacht aus, nicht steuerehrlich zu sein – hochgezogene Augenbrauen sind garantiert. Warum die Banken ihre Kunden zur Deklaration anregen werden, hält auch der Bericht relativ klar fest. Der Finanzplatz habe «ein Interesse an möglichst geringem administrativem Aufwand, möglichst geringen Abwicklungsrisiken und einer ange-



Die Bank als Steuereintreiberin: Zwischenbericht der Brunetti-Kommission.





**Bezahlen für die Privatsphäre:** Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, Experte Aymo Brunetti.

messenen Entschädigung für die bei einem Zahlstellenkonzept zu übernehmenden Funktionen». Der Begriff «Zahlstellenkonzept» bedeutet, dass die Bank den Steuereintreiber gibt und anstelle des Steuerpflichtigen gegenüber dem Steueramt verantwortlich wird. Die zitierte Passage kann man also folgendermassen lesen: Für die Banken ist das Abführen der Verrechnungssteuer aufwendig und riskant, weshalb sie für diese Kosten entschädigt werden möchten. Eine direkte Meldung der Einkünfte ans Finanzamt ist der einfachere Weg. Für die Privatsphäre muss man in Zukunft wohl bezahlen.

Widmer-Schlumpfs Experten legen die Axt an eine weitere Säule des inländischen Bankgeheimnisses an. Sie empfehlen hiesigen Steuerämtern, sich im Rahmen des AIA bei ausländischen Banken zu bedienen. «Schweizer Steuerpflichtige», so schreiben Brunettis Leute, «könnten versucht sein, nicht deklariertes Vermögen ausländischen Banken/Zahlstellen anzuvertrauen.» Um dies zukünftig zu unterbinden, soll der Schweizer Fiskus «Meldungen, die er aus dem Ausland erhält, verwerten dürfen». Bislang hatte sich die Schweiz im Amtshilfegesetz diesbezüglich eine Selbstbeschränkung auferlegt. Diese Schutzklausel sei «aufzuheben», empfehlen die Experten.

#### «Tiefschlag für den Finanzplatz»

Die *Weltwoche* hat die Pläne aus dem Hause Brunetti Finanzpolitikern und Finanzplatzexperten unterbreitet. Für den Finanzjuristen Alexander Rabian, eine massgebende Figur beim Dachverband der Unabhängigen Vermögensverwalter (VSV), ist klar: «Derzeit gibt es ein hohles Bankgeheimnis für Ausländer und ein substanzielles Bankgeheimnis für Inländer.» Es sei nur eine Frage der Zeit, bis Steuer-

verwaltung, Finanzdepartement und kantonale Finanzdirektoren diese Ungleichbehandlung attackieren würden. Ins gleiche Horn bläst der Zürcher Finanzprofessor Martin Janssen: «Die kantonalen Finanzdirektoren, immerhin vom Volk gewählte Mandatsträger, fordern schon lange sogenannte gleich lange Spiesse wie ihre ausländischen Kollegen.» Das nun enthüllte Expertenpapier habe «dieselbe Stossrichtung».

«Es geht beim Wechsel zum Zahlstellensystem um eine klare Ausdehnung der Besteuerung für inländische Personen», sagt der frühere SVP-Nationalrat und Finanzberater Hans Kaufmann. Ausländische Obligationen, die bislang noch nicht verrechnungssteuerpflichtig sind, würden neu genauso unter die Besteuerung fallen wie treuhänderisch verwaltete Guthaben. Er spricht von einem «Tiefschlag für den Finanzplatz Schweiz». In Frage gestellt sei auch die Rechtssicherheit: Die Emissionsprospekte von Anleihen sehen teilweise vor, dass eine Anleihe bei einer Änderung des Steuerregimes sofort fällig wird. «Man sollte sich deshalb vorerst im Klaren sein, ob dieser Regimewechsel nun die vorzeitige Kündigung von Anleihen in möglicherweise dreistelliger Milliardenhöhe bedeutet.» Dazu schweige sich der Expertenbericht aus. Kaufmanns Parteikollege, der Zuger Nationalrat Thomas Aeschi, vermutet, der Bundesrat wolle der Initiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» zuvorkommen. Er kritisiert den Systemwechsel zum Zahlstellenprinzip als «staatspolitisch bedenklich»: Neu sei nicht mehr in jedem Fall der Steuerpflichtige gegenüber dem Steueramt verpflichtet, sondern die Bank als «Zahlstelle».

Auch die Initianten der Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» sind über die

Vorschläge nicht erfreut. Sie sehen sich in ihrem Anliegen bestätigt, einen Entscheid an der Urne zu forcieren. Eine massgebliche Kraft hinter dem Volksbegehren ist FDP-Fraktionschefin Gabi Huber. Sie stellt klar: «Die FDP will keinen AIA im Inland und fordert vom Bundesrat ein klares Bekenntnis, dass zwischen Aussen- und Innenpolitik klar getrennt wird. Im Innern der Schweiz muss das Vertrauensprinzip zwischen Bürger und Staat weiterhin respektiert werden.»

Das Nein zum AIA im Inland bedeute aber auch «keine automatische Lieferung von Informationen von Schweizer Konten im Ausland ins Inland». Die Schweiz könne zwar ein Gegenrecht im Rahmen des AIA in Anspruch nehmen, Datenlieferungen sollten aber «nur auf Anfrage» erfolgen, und zwar im Falle eines «Verfahrens wegen Steuerbetrugs oder schwerer Steuerhinterziehung». Huber formuliert auch den Gedanken einer Steueramnestie: «Schweizer hätten so die Möglichkeit, ihr Geld vor der Einführung des AIA ins Inland zu transferieren.»

Die Befürchtungen zum vorgeschlagenen Wahlrecht der inländischen Personen zwischen Erhebung der Verrechnungssteuer auf ihren Erträgen oder der direkten Meldung der Einkünfte an den Fiskus teilt Gabi Huber. «Das kommt mir vor wie ein Weichspüler. Man hofft wohl auf den Druck der Banken und die Bequemlichkeit ihrer Kunden, um irgendwann Tatsachen für die aus der Sicht des Fiskus eigentlich schon heute favorisierte Lösung eines vollumfänglichen AIA im Inland zu schaffen.»

Die *Weltwoche* hat Aymo Brunetti mit der Kritik an dem geplanten Angriff auf das inländische Bankgeheimnis konfrontiert. Er lehnte jede Stellungnahme dazu ab. ○

## DER GEWINN LIEGT IM EINKAUF



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up ([www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)), was wir angesichts wenig attraktiver Kauf-Offerten für die Zukunft empfehlen.»

Christof Reichmuth  
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS  
**REICHMUTH & CO**

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29  
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49  
[www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)



## Open-Air-Musical-Spektakel:

# Elton Johns «Aida» am Thunersee

Erleben Sie vor atemberaubender Alpenkulisse das grossartige Thunerseespiele-Musical «Aida» von Sir Elton John und Tim Rice – als Gast im Viersterne-Superior-Hotel «Eden Spiez».

Das international erfolgreiche Pop-Rock-Musical von Elton John (Musik) und Tim Rice (Texte) begeistert das Publikum auf der ganzen Welt. Die bewegende Liebesgeschichte aus dem alten Ägypten wurde vielfach ausgezeichnet – unter anderem mit dem Grammy für den «besten Musical-Soundtrack».

Sie logieren im Viersterne-Superior-Boutique-Hotel «Eden Spiez» in der Bucht von Spiez, in einem exklusiven Zimmer mit Blick auf den Thunersee und die Berner Alpen. Im authentischen Belle-Epoque-Restaurant werden Sie verwöhnt mit regionalen Spezialitäten zum Frühstück und mit raffinierten und leichten Gerichten am Mittag und am Abend.

Entspannung bieten der «Eden»-Spa-Fitness- und -wellnessbereich mit Panorama-Hallenbad, Sauna, Dampfbad, Whirlpools, Ruhe- und

Behandlungsräumen. Das «Eden Spiez» ist der ideale Ausgangspunkt für Ausflüge und Aktivitäten im Kander- oder Simmental, nach Adelboden, Thun oder ins Jungfrauengebiet.



### VIP-Spezial: 10., 23. und 24. Juli 2014

(Aufpreis Fr. 60.–/Pers., buchbar bis 31. Mai)

- Ticket für die gedeckte Loge und exklusive Backstageführung
- Dinner im Musical-Restaurant am See
- Ticketversicherung
- Programmheft

## Platin-Club-Spezialangebot

Thunerseespiele-Musical «Aida»  
8. Juli bis 28. August 2014

### Leistungen:

- 1 Übernachtung mit exklusivem Upgrade zur Seeseite
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- Kuchenauswahl von unserem Pâtissier am Nachmittag
- 3-Gang-Dinner am Musical-Abend im Hotel
- Transfer zum Musical
- Ticket 1. Kategorie
- Freie Benutzung «Eden»-Spa, Fitness und Tennisplatz

### Preise:

Fr. 370.– pro Person im Doppelzimmer

Fr. 440.– im Einzelzimmer

20 % Ermässigung auf Verlängerungstage  
(Angebot nach Verfügbarkeit)

### Reservationen:

Telefon 033 655 99 00 oder per Mail  
unter [welcome@eden-spiez.ch](mailto:welcome@eden-spiez.ch). Kennwort  
«Weltwoche Platin-Club» angeben.

### Veranstalter:

Hotel «Eden Spiez», [www.eden-spiez.ch](http://www.eden-spiez.ch)  
Thunerseespiele, [www.thunerseespiele.ch](http://www.thunerseespiele.ch)  
Detaillierte Informationen unter

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





Essay

## Masslose Vorwürfe

**Spricht man über den Schweizer Finanzplatz, ist schnell von Steuerhinterziehung, Potentatengeldern und Geldwäscherei die Rede. Die pauschalen Angriffe sind billig und falsch. Auch hier hat die Schweiz guten Grund, selbstbewusster aufzutreten. Von Monica Fahmy**

Die Schweiz steht am Pranger. Schlagzeilen über Potentatengelder, un versteuerte Vermögen und spektakuläre Fälle von Geldwäscherei schufen das Bild eines Landes, dessen Wohlstand auf Schwarzgeld aus aller Welt aufgebaut sein soll. Steht die Schweiz zu Recht am Pranger? Natürlich wird hierzulande Geld gewaschen. Der Finanzplatz ist wie jeder andere von vergleichbarer Grösse zu attraktiv, als dass er nicht unerwünschte Subjekte anziehe. Die Frage ist also, was das Land dagegen unternimmt.

Wenn es um Steuerhinterzieher geht, ist die Sachlage klar. Schweizer Banken haben sie mit offenen Armen empfangen. Bloss: Kein Banker verstiesst damit gegen das Gesetz. Steuerhinterziehung ist nach Schweizer Recht – noch – keine Vortat zur Geldwäscherei, auch in Zukunft werden es nur schwere Steuerdelikte sein. Dem Land wegen seiner Gesetze einen Strick zu drehen, ist anmassend. Was würden die USA sagen, wenn man ihnen vorschreiben würde, einen Milliardenbetrüger wie Bernard L. Madoff (Urteil: 150 Jahre) oder einen Mörder (Urteil: Todesstrafe) nach Schweizer Recht zu bestrafen? Zudem eignen sich die tonangebenden Länder der OECD nur bedingt als Moralapostel. Man denke an die US-Steuerparadiese Delaware, Wyoming und Nevada. Oder an die Offshore-Paradiese im Einflussbereich Londons. Wie auch immer: Die Schweiz räumt mit Steuerhinterziehern auf. Auf Druck von aussen, aber gründlich. Im Gegensatz zu den Ländern, die sie kritisieren.

Kommen wir also zur Geldwäscherei im ursprünglichen Sinne, dem Waschen von Geldern, die aus Verbrechen wie Korruption, Betrug, Drogen- und Menschenhandel, Raub oder Erpressung stammen. 1986 stellten die USA Geldwäscherei unter Strafe. Primäres Ziel war es, den Drogenhandel und die organisierte Kriminalität zu bekämpfen. Unter Federführung der 1989 gegründeten Financial Action Task Force on Money Laundering, zu deren Mitgliedern die Schweiz gehört, entstand eine immense Regulierungsindustrie, die Tausende Arbeitsplätze schuf und den Finanzinstituten hohe Kosten auferlegte. Gebracht hat es wenig. Laut United Nations Office on Drugs and Crime wird global weit weniger als ein Prozent aller Gelder verbrecherischer Herkunft konfisziert.

Lassen wir die Frage der Effizienz beiseite. Die Schweiz beeilte sich, von Anfang an eines der ausführlichsten Geldwäschereigesetze aus

dem Boden zu stampfen. Es folgten weitere Regelwerke, die laufend revidiert werden. Mit der Regulierungsflut der Schweizer kann kaum ein Land Schritt halten. Und es dürften sich nur noch wenige Finanzintermediäre finden, die sehenden Auges Gelder aus einem Verbrechen entgegennehmen.

Dass verdächtige Vermögenswerte nicht entdeckt werden, liegt meist an der Unfähigkeit Einzelner und an der schieren Menge an Transaktionen, die täglich getätigt werden. Gewiefte Verbrecher finden zudem immer wieder Wege,



In New York und London nicht aufgefallen: Salinas.

institutionalisierte Kontrollen zu umgehen. Das passiert auf jedem Finanzplatz der Welt.

Immerhin ist die Schweiz oft gründlicher als andere Länder beim Überwachen verdächtiger Transaktionen. So war es etwa die Citibank in Zürich, die feststellte, dass Raúl Salinas, der Bruder des ehemaligen mexikanischen Präsidenten, wirtschaftlich Berechtigter von Konten in der Schweiz war. Das Geld war von Mexiko via New York über Offshore-Zentren und London nach Zürich und Genf überwiesen worden. Weder in New York noch in London war den Bankern etwas aufgefallen.

Irritieren mag, dass spektakuläre Geldwäschereifälle oft im Sand verlaufen. Es genügt

eben nicht, dass Finanzintermediäre verdächtige Kunden und Transaktionen melden. Für ein Geldwäschereieurteil braucht es eine (nachgewiesene) Vortat. In den meisten Fällen wurde die nicht in der Schweiz begangen. Auch für gutausgebildete Fachkräfte ist es so schwierig, den Nachweis der illegalen Herkunft von Vermögenswerten zu erbringen, vor allem wenn Kriminelle im Ausland mit der Regierung verhandelt sind. Oft scheitern erfolversprechende Ermittlungen wegen mangelnder Rechtshilfebereitschaft der jeweiligen Länder.

### Der Fall Sergei Magnitski

Exemplarisch zeigt das der Fall Sergei Magnitski. Der russische Anwalt war einem Steuerrückerstattungsbetrag von 230 Millionen US-Dollar auf die Spur gekommen, in den hochrangige Beamte des Innenministeriums involviert sein sollen. Ein Teil des Geldes landete auf UBS- und Credit-Suisse-Konten. Die Konten sind gesperrt. Die Bundesanwaltschaft ermittelt. Allerdings bescheinigt der russische Staat, die wirtschaftlich Berechtigten der Konten hätten das Geld legal erworben. Ohne Vortat keine Geldwäscherei. Wohin soll also das Schweizer Strafverfahren auf diesem Hintergrund führen?

Die Schweiz kann nicht einfach in Wildwestmanier Gelder einziehen und wirtschaftlich Berechtigte ohne rechtskräftiges Urteil bestrafen. Dies gilt auch bei Potentatengeldern. Warum sollte eine Bank Gelder eines Machthabers ablehnen, wenn die Welt ihn hofiert und kein Verfahren gegen ihn läuft? Ist ein Diktator erst einmal gestürzt, gehört die Schweiz zu den ersten Ländern, die Vermögenswerte sperren – zum Teil schon, bevor die rechtliche Grundlage dazu vorhanden ist.

Die Schweiz ist kein Paradies für Geldwäscher. Sie hätte allen Grund, selbstbewusster aufzutreten und sich die Anwerfungen derer, bei denen der erfolgreiche Finanzplatz Begehrlichkeiten weckt, nicht gefallen zu lassen.



Monica Fahmy ist Journalistin und Ökonomin. Ihr Buch «Das saubere Geschäft mit dem dreckigen Geld» ist soeben bei Orell Füssli erschienen.



*Besondere Zuneigung:* Maya Sax vor dem Bild der Römerbrücke in Aix-en-Provence, das Churchill ihrem Vater schenkte.

## Champagner mit Churchill

Ihre Firma in Urdorf lieferte Winston Churchill die Farben für seine heimliche Leidenschaft: das Malen. Maya Sax traf Churchill persönlich. Für die *Weltwoche* öffnet sie das Familienarchiv. Es gewährt seltene Einblicke in das Privatleben des grossen Staatsmanns. *Von Philipp Gut und Philipp Rohner (Bild)*

Das erste Glas Champagner trank Maya Sax mit fünfzehn Jahren – Winston Churchill bestand darauf. Es war der 16. Oktober 1949, ein Sonntag, und Churchill hatte zum Mittagessen auf seinem Landsitz Chartwell in der englischen Grafschaft Kent geladen. Maya Sax erzählt, als ob es gestern gewesen wäre. Anschaulich und mit Sinn für das sprechende Detail berichtet die Achtzigjährige über ihr Familienunternehmen, das sie während Jahrzehnten selber führte; über ihren Vater, der sie früh ins Geschäftsleben einweihte; vor allem aber über Winston Churchill, der ein enger Freund der Familie war.

Wir treffen uns am Firmensitz der Sax-Farben AG in Urdorf ZH. Neben Maya Sax sitzt

ihr Sohn André Louis, der das Unternehmen bereits in vierter Generation leitet. Vor genau 125 Jahren gründete der Kaufmann Jakob Sax in Basel einen Betrieb zur Herstellung von Ölfarben für die Baualerei. 1912 wurde der Firmensitz nach Urdorf verlegt. 1935 übernahm Willy Sax, der Vater von Maya, und noch im selben Jahr führte er eine folgenreiche Innovation ein, die – wie sich bald zeigen sollte – sogar einen Hauch Weltgeschichte nach Urdorf brachte.

Willy Sax ergänzte das Angebot um Künstlerölfarben, deren Rezepte er selber herstellte. Später kamen auch hochwertige Temperafarben hinzu. Rasch machte er sich mit den neuen Produkten in der Künstlerszene einen Namen.

Zwischen der Familie Sax und einer Vielzahl bedeutender Maler entwickelten sich teils enge Beziehungen. Zu den Kunden und Freunden des Hauses zählten Cuno Amiet, Ernst Morgenthaler, Martin Lauterburg, Charles Montag, Cornelia Forster, Fritz Pauli, Max Gubler, Hermann Hesse, Oskar Kokoschka, Richard Paul Lohse, Alex Sadkowsky, Hans Falk und andere. Besonders ein Name sticht hervor: Winston Churchill, der britische Premierminister der Weltkriegsjahre und entschlossene Gegenspieler Adolf Hitlers, der später noch einmal in den Regierungssitz an 10 Downing Street in London zurückkehrte. Das Malen war eine der grossen Leidenschaften Churchills. Er übte es so präzise und gewissenhaft aus wie die



*Schlange bis zum Paradeplatz:* Willy Sax (1.v.l.), Churchill (M.), Montag (2.v.r.) und Churchill-Tochter Mary am 20. September 1946 in Zürich.

Politik (Churchill war bekannt dafür, dass er selbst vermeintliche Nebensächlichkeiten minutiös bedachte).

#### Dankesbriefe von Präsident Eisenhower

Auf dem Konferenztisch in den Büroräumlichkeiten der Firma breitet Maya Sax Bundesordner und Schachteln aus, die von aussen nicht erahnen lassen, welche historischen Schätze sie bergen: Dokumente und persönliche Erinnerungsstücke von Winston Churchill, darunter eine Schachtel mit Original-Churchill-Zigarren. Doch nicht nur das: Im Familienarchiv befinden sich auch Briefe von Dwight D. Eisenhower, von 1953 bis 1961 Präsident der Vereinigten Staaten und während des Weltkriegs Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte in Europa. Auch Eisenhower, der zusammen mit Churchill die alliierte Gegenoffensive gegen Hitler-Europa plante und die Landung in der Normandie im Juni 1944 befehligte, war ein begeisterter Hobby-maler und schwor auf Sax-Farben – auf Empfehlung Churchills. Neben diesen Titanen der Zeitgeschichte nehmen sich die ebenfalls vor-

handenen Schriftstücke des schweizerischen Bundespräsidenten Max Petitpierre schon fast bescheiden aus.

Maya Sax, damals ein junges Mädchen, erinnert sich an die Kriegszeit. Die Lebensmittel waren rationiert und nur mittels Marken zu haben. Geschäftlich lief es nicht schlecht. Die Firma Sax lieferte die Farbe, um die Piste des Militärflugplatzes Dübendorf grün anzumalen, zu Tarnzwecken. Auch die Festung Sargans, samt unterirdischem Spital, wurde mit Sax-Farben angestrichen.

Den Farben des Familienunternehmens verdankt die Schweiz indes noch mehr. Auch der vielumjubelte Besuch von Winston Churchill im September 1946 in Zürich geht letztlich auf die malerische Leidenschaft des Weltkriegs-siegers zurück. Eingefädelt hat ihn massgeblich der Schweizer Kunstmaler Charles Montag, der Churchill in malerischen Dingen beriet. Montag brachte Churchill auch den Umgang mit den neuen Temperafarben bei, die Willy Sax damals auf den Markt brachte. Churchill war so begeistert, dass er Sax persönlich kennenlernen wollte.

Dazu kam es noch am selben Tag, an dem Churchill auf dem Zürcher Münsterplatz vor einer frenetischen Menge auftrat und seine berühmte Rede über die Einheit Europas hielt. Es war der 19. September 1946. Churchill bestellte Sax per Telefon zu sich ins «Grand Hotel Dolder», wo er im ersten Stock eine ganze Zimmerflucht reserviert hatte. Churchills Tochter Mary, in weiss-seidener Abendtoilette, offerierte Champagner, Konfekt und Zigaretten. Plötzlich tritt Churchill ein. «Welcher ist Sax?», ist die erste Frage, die er an Charles Montag richtet, seinen Lehrmeister.

#### Heimliche Misstöne bei Schweiz-Besuch

Sax war beeindruckt von der natürlichen Höflichkeit und der zwanglosen Würde des weltberühmten Politikers. Er könne nicht sagen, «ob Churchill sich in diesem Augenblick zu mir herunterliess oder mich dank der Kraft seiner Persönlichkeit zu sich emporhob», sagte er später. Sogleich kam die Rede auf die Farben. Churchill zeigte einige leere Tuben und klagte, er habe gewisse Farbtöne in halb Europa vergebens gesucht. Sax versprach, die Farben



Malferien an der Côte d'Azur: Cuno Amiet, Churchill, Willy und Martha Sax.

innert dreier Wochen nach Grossbritannien zu liefern. Es war der Beginn einer aussergewöhnlichen Freundschaft.

Beim Abschied wartete Churchill mit einer überraschenden Ankündigung auf: Er werde seinen Abflug von Dübendorf extra um eine Stunde verschieben, um sich von Willy Sax persönlich Farben und Malutensilien zeigen zu lassen. Mit Polizeieskorte fuhr Churchill am nächsten Morgen um 10.20 Uhr vor dem Papeteriegeschäft der Gebrüder Scholl an der Poststrasse im Zürcher Stadtkreis 1 vor. Als ruchbar wurde, wer hier Farben und Pinsel einkauft, bildete sich eine Menschenschlange bis zum benachbarten Paradeplatz.

Der offizielle Teil des Schweiz-Besuchs von Winston Churchill war von heimlichen Miss-tönen begleitet: Stadt und Kanton rivalisier-ten bei organisatorischen Fragen – auf Kosten des hohen Gastes. Diesem missfiel überdies der herbe lokale Weisswein, den man ihm zum Bankett kredenzte. Während einer Vorstel-lung der Kabarettistin Elsie Attenhofer schlief er ein. Schliesslich verzichtete die Universität Zürich, in deren Aula Churchill ebenfalls eine Rede hielt («Let Europa Arise»), darauf, ihm die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Man händigte ihm bloss ein «Diplom» aus, was ihn ebenfalls verstimmt.

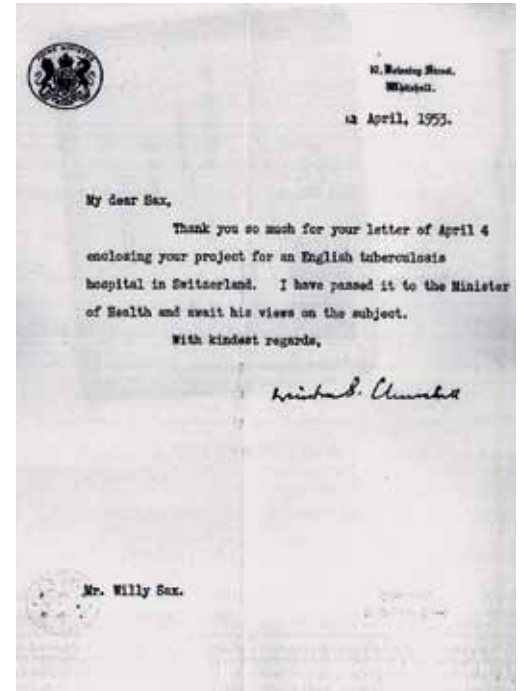
Ganz anders die Beziehung zu Willy Sax: Zum Schweizer Farbfabrikanten, der selber musisches Talent besass – er spielte Orgel und Handharmonika und war sogar erster Geiger im renommierten Tonhalle-Orchester –, fasste Churchill sofort Vertrauen. 21 Monate nach der ersten Begegnung in Zürich schickte er am 16. Juni 1948 ein Telegramm an Charles Montag: «Senden Sie mir Datum, an dem Sie mit Sax herüberkommen, freue mich. Winston.» Und zehn Tage später: «Hoffe, Sie und Sax am

Freitag, 9. Juli, zum Mittagessen in Chartwell zu sehen.»

Willy Sax brachte Salami und Suppenwürfel über den Kanal, worüber sich der Gastgeber, der nicht nur Whisky, Cognac und Cham-pagner mochte, sondern auch gern gut speiste, herzlich freute. Kaum waren die Schweizer angekommen, zeigte Churchill sein geräumiges Malatelier, das er modern und nach eigen-ten Plänen hatte ausstatten lassen.

### Lob für den Schweizer Wehrwillen

In die Fachgespräche über Farben und Mal-techniken streute Churchill politische Fragen, was die Schweizer Freunde oft genug in Verle-genheit brachte. Einmal wollte Churchill von Sax wissen, ob er glaube, dass es noch einmal Krieg geben werde. Sax antwortete: «Ich glaube nicht.» Churchill gab sich nicht zufried-ten. «Weshalb glauben Sie es nicht?», hakte er nach. «Weil ich überzeugt bin, dass England und Amerika zusammen zu stark für die Kom-munisten sind, als dass diese einen Krieg gegen die ganze zivilisierte Welt riskieren könn-



Dank aus 10 Downing Street: Brief des Premiers.

ten», antwortete Sax. «Das glaube ich eben auch», entgegnete Churchill ernst.

Obwohl die Schweizer Neutralität bei den Alliierten nicht überall verstanden wurde, lobte Churchill den Selbstbehauptungs- und Wehrwillen des neutralen Landes: «Wenn alle Staaten sich so gut darauf gerüstet hätten wie die Schweiz, wäre die Tragödie vermieden worden. Wenn man es mit Schurken zu tun hat, muss man Kraft einsetzen: physische und moralische Kraft. Oder dann demütig die andere Wange hinhalten», sagte er einmal zu Sax.

Auch in den folgenden Jahren sahen sich Churchill und sein Farbenfabrikant regel-mässig. Wiederholt auf Chartwell, in Strass-burg, in Monaco und Südfrankreich, wo Chur-chill mit Vorliebe seine Malferien verbrachte. Beim zweiten Besuch in England im Oktober 1949 nahm Sax auf deren Bitte auch seine Töchter Erika und Maya – damals achtzehn- und fünfzehnjährig – sowie Gattin Martha mit. Die Fahrt im Auto durch Nachkriegs-frankreich war abenteuerlich: Sie führte über zerbombte Strassen, Wegweiser fehlten. Chur-chill sei sehr zugänglich und lustig gewesen, erzählt Maya Sax. Er zeigte den Mädchen Haus und Atelier, seine Goldfische, seine Katze, sei-nen Hund, sein Federvieh. «Churchill war sehr tierlieb.» Das ging so weit, dass er sich einmal zu Weihnachten weigerte, den traditionellen Truthahn anzuschneiden. Das solle doch seine Frau Clementine tun, sagte er. Schliesslich sei der turkey, der vom eigenen Gut stammte, sein «Freund» gewesen.

Überhaupt, so ist den Schilderungen von Maya Sax und den Aufzeichnungen ihres Vaters zu entnehmen, hatte Lady Churchill zu Hause die Hosen an. Als Churchill die Schweizer Gäste einmal in Pantoffeln empfing, schalt sie ihn, bis er anständige Schuhe anzog. Ähn-



**Absender Weisses Haus:** Eisenhower an Sax.

liches wiederholte sich an der Côte d'Azur, wo Churchill einmal in einem seiner besten Anzüge vor den Schweizer Besuchern zu Palette und Pinsel griff. Worauf Clementine ihm eigenhändig die Schürze umband.

### Die «colour queen» übernimmt

Wenn er jemanden mochte, war Churchill sehr herzlich und hilfsbereit. Als er hörte, es gehe Charles Montag gesundheitlich und finanziell schlecht, stellte er einen Wechsel aus, den Sax in London für den gemeinsamen Freund einlöste. Oder der Vorfall mit der Krawatte: Willy Sax fehlte bei einem Aufenthalt in Aix-en-Provence ein passender Binder, was ihm so peinlich war, dass er sich nicht zum Dinner traute. Churchill half ihm kurzerhand mit einer eigenen Krawatte aus, die sein Kammerdiener nach allen Regeln der Kunst für ihn knotete.

Wie dankbar Churchill für die Malfarben aus Urdorf war, zeigt der Umstand, dass er Willy Sax eines seiner Bilder schenkte – was er sonst nie tat. Weder verkaufte Churchill seine Bilder – er hielt sie für Liebhaberei und wollte die Berufskünstler nicht konkurrieren –, noch verschenkte er sie. Nur sein alter Kampfgefährte und Malerkollege Eisenhower besass ein Bild von Churchill. Und Willy Sax (es zeigt die Römerbrücke bei Aix-en-Provence). Vielleicht hängt diese besondere Zuneigung damit zusammen, dass Sax Churchills delikateses Farbproblem löste. Es war ihm einfach nicht gelungen, seine Lieblingsfarbe Königsblau zu mischen. Sax liess für Churchill eigens den gesuchten Farbton herstellen. «Churchill-Blau» nannten sie es im Freundeskreis. Obwohl Churchill Sax ausdrücklich ermunterte, mit seinem Namen Reklame für Farbe und Firma zu machen, lehnte der Patron ab. Er sei zu bescheiden gewesen, so Tochter Maya.



**«Grüsse von Sir Winston Churchill»:** Petitpierre.

Willy Sax starb 1964 an Herzversagen, wenige Monate vor Churchill, der den Hinterbliebenen ein Kondolenzschreiben schickte. Maya Sax, damals dreissig, musste ins kalte Wasser springen und das Geschäft übernehmen. Als Frau sei man in einer solchen Position schlecht akzeptiert gewesen, sagt sie. Man habe zuerst beweisen müssen, dass man es könne. Die kleine «colour queen», wie sie der Maler Sadkowsky nannte, zeigte es allen.

Willy Sax führte Tagebuch und hielt seine Begegnungen mit Churchill, Präsident Eisenhower, Cuno Amiet, Hermann Hesse und anderen berühmten Künstlern fest. 1956, nach Ablauf der zweiten Amtszeit von Churchill als Premierminister, schickte er Churchill ein Manuskript, in dem er die ersten Treffen schilderte. Churchill riet von einer Publikation ab: «I think that descriptions of personal friendship and meetings are better not made public», schrieb er am 7. Januar 1957. Sax hielt sich daran. Erst jetzt kommen die Schätze ans Licht.

Die Zusammenkünfte «hinter den Kulissen», wie Willy Sax sie nannte, zeigen den Kriegshelden und Staatsmann als leidenschaftlichen Maler und als umgänglichen, humorvollen Menschen. Beim Abschied von Chartwell liess Churchill erneut, wie beim Champagnerzwang zu Tisch, seine sanfte Macht spielen. Er wollte, dass auch die fünfzehnjährige Maya sich in seinem Gästebuch verewigte, das er aus einer schweren Eichentruhe holte. Maya suchte vergebens nach einem hübschen englischen Satz und versteckte sich hinter dem Rücken ihres Vaters. Churchill fasste sie bei der Schulter, führte sie zum Buch und sagte: «Jetzt los, Maya! Nur keine Angst, deinen Namen hinzusetzen – die Polizei wird ihn ja nicht sehen!»

## «Werte und Identität in Zeiten organisierter Kriminalität»

Referat von Prof. Dr. Leoluca Orlando, amtierender Bürgermeister von Palermo, Mafiabekämpfer und erfolgreicher Buchautor



Moderation: Katja Stauber  
SRF Tagesschau



### Dienstag, 20. Mai 2014 18.30 – 19.30 Uhr

im THE DOLDER GRAND  
anschliessend Networking Apéro  
und Nachtessen  
(für angemeldete Gäste)

Kosten:  
Referat und Networking  
Apéro CHF 60.–  
Nachtessen CHF 140.–  
(3-Gang-Menü, inkl. Wein,  
Getränke und Café)

Anmeldungen und weitere  
Informationen zur Veranstaltung  
des Efficiency Club Zürich:  
[www.efficiency.ch](http://www.efficiency.ch)  
(unter Programm-Details/Link  
zur Anmeldung) oder  
[info@efficiency.ch](mailto:info@efficiency.ch)

Eine Veranstaltung des



# Klimakiller Solarstrom

Strom aus Fotovoltaik-Anlagen hilft angeblich, das Klima zu schützen. In Wahrheit ist die Umweltbilanz von Sonnenenergie verheerend. Eine ungeschönte Rechnung zeigt, dass bei Sonnenstrom sogar mehr Treibhausgase freigesetzt werden als bei Kohlestrom. *Von Ferruccio Ferroni\* und Alex Reichmuth*



Verheerende Klimabilanz: Solarzellen-Produktion in Huaibei, China.

Sonnenstrom ist sauber, Strom aus fossilen Quellen schmutzig. Das lernt heute jedes Kind. Weil beim Betrieb von Solarpanels kein CO<sub>2</sub> freigesetzt wird, propagieren Politiker Fotovoltaik-Anlagen gegen den Klimawandel. Millionen Franken an Subventionen fließen in den Bau von Solarmodulen. Bei der Verbrennung von Gas und Kohle dagegen entsteht CO<sub>2</sub>. Darum gilt fossiler Strom als Klimasünde. Dabei geht vergessen, dass für die Produktion von Solarmodulen viel Energie nötig ist, was mit einem beachtlichen Ausstoss an Klimagasen einhergeht. Ehrlich gerechnet zeigt sich, dass die Klimabilanz von Sonnenstrom verheerend ist.

Heute kommen Solarpanels etwa zu achtzig Prozent aus China. Vor allem die Herstellung von ultrareinem Silizium ist energieintensiv. In China stammt der Strom überwiegend aus Kohlekraftwerken. Laut der Pekinger Jiatong-Universität sind über 300 kg Kohle nötig, um in China einen Quadratmeter Solarpanel herzustellen. Dabei werden 1100 kg CO<sub>2</sub> frei. Für Fotovoltaik braucht es aber auch Nebenanlagen wie Wechselrichter, Batterien, Kupferkabel, Schalter, Instrumente und Abstützungen, bei deren Produktion ebenfalls CO<sub>2</sub> anfällt. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss pro Quadratmeter Panel erhöht sich dadurch um 13 Prozent auf 1243 kg.

Zur Herstellung von Silizium werden zudem Reinigungsgase eingesetzt, die in die Atmo-

sphäre entweichen und diese gemäss Weltklimarat erwärmen. Stickstofftrifluorid ist 16 600-mal so klimawirksam wie CO<sub>2</sub>, Schwefelhexafluorid sogar 23 900-mal. Aufgrund einer Studie im renommierten Wissenschaftsjournal PNAS kann man ausrechnen, dass pro Quadratmeter Solarpanel eine Menge an solchen Klimagasen emittiert wird, die 513 kg CO<sub>2</sub> entspricht.

Doch das ist noch nicht alles: Die Produktion von Solarmodulen benötigt rund zwanzig Chemikalien und Stoffe, die in der Natur nicht vorkommen. Sie müssen in energieintensiven Prozessen hergestellt werden. Unter anderem Chlorwasserstoff, mit dem metallisches Silizium verflüssigt wird, und Siliziumkarbid, das beim Zerschneiden von reinem Silizium in dünne Scheiben nötig ist. Laut der Silicon Valley Toxics Coalition, einem Forschungsverbund, der sich für umweltschonende industrielle Methoden einsetzt, werden bei der Produktion solcher Substanzen etwa 30 kg CO<sub>2</sub> pro Quadratmeter Solarpanel freigesetzt. Insgesamt ergibt sich pro Quadratmeter Solarpanel ein Ausstoss an Klimagasen, der 1786 kg CO<sub>2</sub> entspricht.

Wie viel Strom lässt sich mit einem solchen Quadratmeter produzieren? Laut deutschem Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit beträgt die jährliche mittlere Ausbeute für Deutschland 86 Kilowattstunden (kWh). Dies gilt für relativ neue

Module. Wegen der Alterung nimmt die Stromproduktion um etwa ein Prozent pro Jahr ab. Mit zunehmendem Alter der Panels häufen sich zudem Betriebsstörungen. Über die gesamte Lebensdauer der Panels beträgt die Jahresproduktion darum nur etwa 80 Kilowattstunden. Bei einer geschätzten Lebensdauer von 25 Jahren ergibt sich pro Quadratmeter also eine Stromausbeute von 2000 Kilowattstunden.

Pro kWh Solarstrom werden somit 893 g CO<sub>2</sub> freigesetzt. Ein modernes Steinkohlekraftwerk mit einem Wirkungsgrad von 52 Prozent emittiert pro Kilowattstunde nur 846 g CO<sub>2</sub>. Der Abbau von Kohle benötigt zwar auch Energie, allerdings nur etwa ein Prozent der späteren Energieausbeute. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss pro Kilowattstunde Kohlestrom erhöht sich also um maximal 10 g. Der Bau des Kohlekraftwerks ist energetisch praktisch vernachlässigbar.

## Sonnenstrom ist enorm materialintensiv

Solarstrom belastet das Klima somit stärker als der angeblich so schädliche Kohlestrom. Verglichen mit Strom aus Gas, ist die Belastung sogar mehr als doppelt so hoch: In modernen Gaskraftwerken entstehen nur etwa 400 g CO<sub>2</sub> pro Kilowattstunde. Hauptgrund für die ungünstige Bilanz ist, dass Sonnenstrom enorm materialintensiv ist: Grosse Panelflächen bringen nur bescheidene Mengen an Strom.

In Wirklichkeit ist die Klimabilanz von Sonnenstrom noch schlechter: Dessen Produktion hängt vom Wetter ab und ist unzuverlässig. Es müssen andere Kraftwerke bereitstehen, um die Stromversorgung zu sichern. Sind es wie in Deutschland vor allem Kohlekraftwerke, müssen diese aus technischen Gründen fast durchgehend betrieben werden. Es entsteht so viel zusätzliches CO<sub>2</sub> – sogar bei Sonnenschein. Selbst wenn es genügend Speicher gäbe, um überschüssigen Sonnenstrom aufzubewahren – was heute nicht der Fall ist –, würde wegen der Umwandlungsprozesse ein Teil der Energie verloren gehen. Bei einem Pumpspeicherwerk etwa können nur zirka 75 Prozent des ursprünglichen Stroms reproduziert werden. Der CO<sub>2</sub>-Anteil pro Kilowattstunde Strom steigt damit nochmals beträchtlich.

Wer also für Solarstrom plädiert, nimmt einen deutlich erhöhten Ausstoss an Klimagasen in Kauf. Wo bleiben die grünen Politiker, die Sonnenstrom als Klimakiller brandmarken?

\*Ferruccio Ferroni ist diplomierte Ingenieur ETH.



# Pädophobie

Die Pädophilen-Initiative ist ein Misstrauensvotum an die Adresse der Justiz – zugleich gibt sie den Richtern aber noch mehr Macht. Fehlurteile werden dabei in Kauf genommen. Was gut gemeint sein mag, kann nicht gut kommen. *Von Alex Baur*



Es ist völlig unbestritten, dass man Kinder und Abhängige nicht einschlägig vorbestraften Sexualstraftätern anvertrauen darf. Die Crux der Pädophilen-Vorlage, über die am kommenden Wochenende abgestimmt wird, liegt aber bei der Umsetzung. Denn ein Gesetz ist immer nur so gut wie seine Anwendung. Und in diesem Punkt ist – wie so oft bei Anliegen, über deren Ziel ein breiter Konsens herrscht – Skepsis angezeigt.

Konkret wird man ein neues Register anlegen müssen für Sexualstraftäter. Wer sich als Lehrer, Pfleger, Arzt, Sporttrainer, Lagerleiter oder, je nach Auslegung, auch als Putzmann in einem Heim betätigen will, muss künftig einen unbefleckten Sexualregisterauszug vorlegen. Betroffen sind Hunderttausende von Menschen, bei denen man bislang – bis zum Beweis des Gegenteils oder zumindest bis zum Vorliegen belastender Indizien – davon ausging, dass sie rechtschaffen sind. Das wird sich mit der Registerpflicht radikal ändern: Neu ist davon auszugehen, dass in jedem ein potenzieller Täter steckt. Vereine und Arbeitgeber stehen in der Pflicht, alle ihre Freiwilligen und Mitarbeiter periodisch zu überprüfen.

Sexuelle Übergriffe auf Kinder und Schutzbefohlene sind abscheuliche Verbrechen – doch sie sind relativ selten. Wegen ein paar weniger Täter gleich ganze Gruppen unter *Grüsel-Verdacht* zu stellen, scheint hysterisch. Sexuelle Übergriffe können für die Opfer schlimme Folgen haben, gleichwohl sollten wir die Relationen wahren.

## Geist der Verjährungs-Initiative

Einige der wichtigsten Anliegen der Initiative haben Parlament und Regierung im Sinne eines indirekten Gegenvorschlags bereits umgesetzt. Im Wesentlichen geht es heute nur noch darum, dass ein Berufs- und Betätigungsverbot nicht bloss bei schwereren Sexualverbrechen, sondern in jedem Fall – also auch bei geringem Verschulden bis hin zur Bagatelle – automatisch verhängt wird, und dies nicht bloss auf zehn Jahre hinaus, sondern endgültig und lebenslänglich. Die Vorlage atmet den Geist der Unverjährbarkeits- und der Verwahrungs-Initiative – und leidet an exakt demselben Konstruktionsfehler.

Grundlage dieser drei Initiativen ist ein fundamentales Misstrauen gegenüber dem

Justizapparat. Man traut den Gerichten und Vollzugsbehörden kein konsequentes Vorgehen gegen gefährliche Sexual- und Gewalttäter zu – also zwingt man sie zu einer härteren Gangart mit rigiden Gesetzen, die keinen Ermessensspielraum mehr zulassen. Das Misstrauen ist begründet durch eine Serie von skandalösen Fehlurteilen und Gerichtsgutachten, die allerdings zumeist auf die neunziger Jahre zurückgehen. Es gab auch krasse Fehlleistungen des Gesetzgebers, der etwa 1992 die Verjährungsfrist für Sexualdelikte



*Unter Grüsel-Verdacht:* Kinderbetreuer.

mit Kindern vorübergehend auf fünf Jahre festlegte. Manch ein Pädophiler konnte sich damals mit Hilfe von Anwälten in die Verjährung mogeln.

Die gemeingefährlichen Experimente sind indes Geschichte. Sicher, Fehldiagnosen und -urteile sind nie ganz auszuschliessen, doch die Justiz geht heute mit Sexual- und Gewalttätern viel härter ins Gericht als noch vor fünfzehn Jahren, und mitunter besteht vielmehr die Gefahr, dass ein Täter nach verbüssteter Strafe präventiv weggesperrt wird, bei dem dies nicht nötig wäre. Doch so schnell lässt sich der ramponierte Ruf nicht wiederherstellen. Offenbar

hat die zusehends verbürokratisierte Justiz den Draht zum Souverän verloren.

Paradoxerweise verleihen sowohl die Verwahrungs- wie auch die Pädophilen-Vorlage den Richtern eine Macht, die ihnen bislang verwehrt war – und vor der sie mit Fug zurückschrecken. «Lebenslänglich», das war bis anhin als Strafmass kaltblütigen Mördern vorbehalten, und selbst diese Sanktion wird in der Praxis kaum je umgesetzt. In der Regel kommen die Täter nach fünfzehn Jahren wieder auf freien Fuss. Mit einer neuen Definition des Mord-Paragrafen verschob der Gesetzgeber 1990 zudem den Fokus von der Person des Täters auf dessen Tat. Was nach einer akademischen Finesse klingen mag, ist ein Eingeständnis der Grenzen der Strafjustiz: Gerichtet wird in erster Linie über Delikte und nur indirekt über den Menschen, der dahintersteckt.

Bereits die Abschaffung der Todesstrafe war von der Einsicht getragen, dass es allen Instanzen und Rechtsmitteln zum Trotz immer Fehlurteile geben wird und dass darum kein Urteil irreversibel sein sollte. Sowohl die Verwahrungs- wie auch die Pädophilen-Vorlage widersprechen diesem Prinzip: Die Massnahmen, ob Wegsperrungen oder Berufsverbot, sind endgültig und lassen keine Revision mehr zu.

Die Möglichkeit von Fehlurteilen wird nicht in Betracht gezogen. Wenn nicht nur Taten, sondern Menschen beurteilt werden, ist diese Gefahr aber besonders gross. Und gerade das Sexualstrafrecht bewegt sich in einem Graubereich, wo die Grenzen vom Unanständigen zum Deliktischen nicht selten fließend sind. Vom Schuld- zum Freispruch ist es oft ein kleiner, zufälliger Schritt, das Urteil kann von einer zur anderen Instanz in die eine oder andere Richtung kippen. Der Widerspruch ist eklatant: Im Falle eines Schuldspruchs sind die Initianten beseelt von einem blinden Vertrauen in die Justiz, der sie ansonsten zutiefst misstrauen.

Es ist tatsächlich so, dass sich Richter bislang unverständlicherweise scheuten, selbst bei offenkundig pädophilen Tätern Berufsverbote zu verhängen, obwohl die gesetzlichen Grundlagen längst vorhanden wären. Der bereits beschlossene indirekte Gegenvorschlag zur Initiative soll dies ändern. Wir sollten der Justiz diese Bewährungsfrist gewähren. ○

---

# Auf Achse für den Frieden

---

Bundespräsident Didier Burkhalter manövriert zwischen den Fronten. Sein Engagement als Vorsitzender der OSZE im Ukraine Konflikt bringt ihm viel Lob ein. Was bringt der Einsatz wirklich? Wir waren unterwegs mit dem Vielbeschäftigten im zerrissenen Westbalkan. *Von Markus Schär*



«Exzeptionelle Kontakte»: OSZE-Vorsitzender Burkhalter (l.) und Präsident Putin.

«Pardon, ich bin müde», entschuldigt sich der Vorsitzende, als er sich kurz verspricht. Keiner von dem halben Dutzend Journalisten, mit denen er im Hinterzimmer eines Restaurants in Pristina, Kosovo, an einem Tisch sitzt, mag es ihm verdenken. Didier Burkhalter amtiert in diesem Jahr als Bundespräsident der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Er führt das Aussendepartement, seit der Abstimmungsniederlage vom 9. Februar verbunden mit der schwierigsten Aufgabe seines Politikerlebens: die Beziehungen der Schweiz zur EU neu zu gestalten. Und er sitzt der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) vor – einem Debattierklub aus der Zeit des Kalten Kriegs, in dem die 57 Mitgliedsländer einhellig entscheiden müssen, also kaum etwas bewegen.

An diesen zwei Tagen Ende April rotiert Didier Burkhalter mit dem Helikopter in Serbien, Albanien und im Kosovo, redet mit den Regierungschefs unter vier Augen, trifft Jugendliche zur Aussprache, schaut sich Projekte unter Schweizer Führung an. «Der Westbalkan war eine unserer Prioritäten», sagt der Vorsitzende, «genau genommen die wichtigste.» Aber dann zerfetzte die Weltgeschichte – also die Krise in der Ukraine, die das Engagement der OSZE erforderte – das wohlorganisierte Jahresprogramm.

«Wie viel Ihrer Zeit frisst der OSZE-Vorsitz weg?», fragen die Journalisten. Didier Burkhalter lächelt müde. «Ich habe schon mehrmals in meinem Leben 200 Prozent gearbeitet», sagt er. «Aber jetzt sind es 300 Prozent.» Was bringt dieser kräftezehrende Effort tatsächlich: für den Weltfrieden, die Menschenrechte, die Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, aber auch für die Schweiz?

**Moskau, Russland** — Dem Aussenminister beschert sein aufreibendes Zusatzamt immerhin grosse Auftritte, den wohl grössten am Mittwoch, 7. Mai. Didier Burkhalter trifft sich im Kreml mit Wladimir Putin, und der russische Präsident spricht sich nachher dafür aus, die von Separatisten in der Ostukraine angestrebte Abstimmung über die Unabhängigkeit von Kiew zu verschieben.

«Ein Triumph für die Schweizer Diplomatie», feiert *20 Minuten* den «Helden» auf schwieriger Mission. «Chapeau, Herr Bundesrat», lobt ihn der *Blick*. «Und die Welt braucht uns doch!», jubelt das Boulevardblatt, weil die kleine Schweiz den Autokraten Putin zurück an den Verhandlungstisch hole. Sogar die *Basler Zeitung* rühmt den Aussenminister: «Bundespräsident Didier Burkhalter, eben noch belächelt als Langweiler, als blasse Person – plötzlich macht er gute Figur.» (Die gelungene Inszenierung lasse sich lernen, schnödet indes Kommunikationsexperte Klaus J. Stöhlker.)

Schade nur, nimmt die Welt nicht davon Kenntnis, dass sie die Schweiz braucht. Die meisten wichtigen Zeitungen würdigen den

grossen Auftritt in Moskau nicht, die führenden deutschen nur kurz. *Die Zeit* schreibt bloss darüber, dass der Schweizer Aussenminister die deutsche Bundeskanzlerin («Wladimir Putins Widerpart in Europa») gebeten habe, noch einmal mit dem Herrscher im Kreml zu telefonieren. Und die *FAZ* wertet die Zugeständnisse, die Burkhalter Putin angeblich abrang, nur als Finte. Auch die *International New York Times*, als einziges amerikanisches Leitblatt, glaubt nicht, was Putin («neben dem Schweizer Präsidenten Didier Burkhalter stehend») versicherte: «Das Weisse Haus teilte mit, es sehe keine Beweise, dass Putin seine Truppen zurückziehe, und es verlange eine Absage, nicht nur eine Verschiebung des Referendums in der Ostukraine.» Die Abstimmung findet am Sonntag denn auch aller höchsten Diplomatie zuwider statt.

---

**«Ich habe schon mehrmals 200 Prozent gearbeitet. Aber jetzt sind es 300 Prozent.»**

---

Bringt der OSZE-Vorsitz der Schweiz also wirklich etwas? Oder schadet sich das neutrale Land vielmehr, wenn es eine führende Rolle in der Ukraine-Krise beansprucht? Wer denn sonst vermitteln könne als die OSZE, die zufällig unter Schweizer Führung steht, lautet jeweils die Gegenfrage. (Die Uno, zum Beispiel?) Der nicht ganz so neutrale Mediator findet sich jedenfalls in einem schwierigen Dilemma. Einerseits pflegt die Schweiz beflissen die Beziehungen zu Russland; diesem guten Verhältnis verdankte sie letztes Jahr die Einladung an den G-20-Gipfel in Moskau, von dem sie die Westmächte sonst aussperren. Andererseits strebt Didier Burkhalter eine enge Bindung unseres Landes an die EU an, sein Chefunterhändler Tim Guldemann höhnt gar über das neutrale Abseitsstehen der Schweiz.

Die OSZE gilt denn auch in der Ukraine nicht als Vermittlerin, sondern als Konfliktpartei. Die angeblichen OSZE-Militärbeobachter, die in die Hände von prorussischen Separatisten fielen, hielten sich nicht als Mitglieder der OSZE-Mission, sondern als Abgesandte ihrer Regierungen, also von Nato-Staaten, in der umkämpften Ostukraine auf. Vor fünfzehn Jahren schon gaben OSZE-Beobachter ihre Erkenntnisse im Kosovo der Nato für deren Angriffe weiter – Moskau vergisst es nicht.

**Bujanovac, Serbien** — Was kann die 1973 gegründete Organisation mit 2690 Mitarbeiter – 571 im Generalsekretariat in Wien, 2119 in den Feldoperationen in sechzehn Ländern – heute überhaupt noch bewirken? «Eine Sicherheitsgemeinschaft im Dienste der Menschen schaffen» will die Schweiz mit ihrem Vorsitz. Was die OSZE nützt, zeigt sich also kaum auf dem diplomatischen Parkett, sondern, wenn überhaupt, im profanen Alltag –

dort, wo Didier Burkhalter auf seinem Kurztrip durch den Westbalkan nicht hinkommt. Zum Beispiel im serbischen Bujanovac, fünf Stunden Autofahrt südlich von Belgrad.

Die OSZE-Mission in Serbien führt Botschafter Peter Burkhard. Eigentlich, gesteht der St. Galler Diplomat mit Erfahrung in Kuba und Usbekistan offen, strebte die Schweiz vor zwei Jahren die Führung der Mission im Kosovo an, schliesslich gilt das Land als 27. Kanton der Eidgenossenschaft. Wie Insider verraten, genügte aber ein Telefon von Bundeskanzlerin Merkel, dass die OSZE auf diesem wichtigsten Posten einen Franzosen als Repräsentanten der EU einsetzte. Mit der Missionsleitung in Belgrad wollten die Iren als OSZE-Vorsitzende «der Schweiz etwas bieten», wie der Chef selber feststellt.

Immerhin finden sich auch in Serbien enge Bezüge zur Schweiz, vor allem im Süden zwischen Mazedonien und dem Kosovo. Im Grenzgebiet stellen die Albaner in drei Gemeinden die grosse Mehrheit – und fast ein Drittel von ihnen lebt eigentlich in der Schweiz. In Bujanovac, zwischen Rohbauten und Holzhütten, führt ein rückgewandelter Ingenieur ein Swiss Center samt Zahnarztpraxis und Beautysalon. Viele in die Schweiz Ausgewanderte bauen hier aufwendige Häuser für ihre Kinder (die allerdings immer weniger Interesse daran zeigen). Und *Schwyzertüütsch* dient eher als Umgangssprache als Serbisch.

«Im Westbalkan müssen wir nicht erklären, was die OSZE eigentlich macht», betont Botschafter Burkhard, «wir sind hier Teil des Blutkreislaufs.» In Bujanovac zeigen seine Leute, was er für *one of our more sexy things* hält, nämlich konkrete Projekte. So schulen die vier OSZE-Leute vor Ort eine multiethnische Polizei, weil sich die jungen Albaner kaum noch mit den serbischen Ordnungshütern verständigen können. Die Polizisten, die den Journalisten von ihrer Arbeit erzählen, darunter eine Frau und ein Rom, beteuern denn auch, sie pflegten private Kontakte zu den Kollegen der anderen Ethnien und machten zumindest Versuche, deren Sprache zu lernen: «Wir müssen die Schimpfwörter kennen.» Ein Albaner aus Glarus, der auf Heimaturlaub im Hotel den Champions-League-Match schaut, grinst allerdings nur über diese Bemühungen: «Wer in diese multiethnische Polizei kommen will, muss einfach 5000 Euro zahlen.» Eric Manton, der Mann aus Manhattan, der das OSZE-Team in diesem *corner of nowhere* führt, bestreitet es nicht.

«Die Leute sind bereit, nur die Politiker noch nicht», behauptet er aber. Das führt das OSZE-Team in einer albanischen Schule vor, wo sich eine Klasse mit gleich vier Lehrkräften unter viel Gelächter und Geschwätz mit dem Serbischen anfreundet. Die drei serbischen Assistierenden, die dabei selber Albanisch lernen, schwärmen vom Projekt. Auch die Schüle-



«Teil des Blutkreislaufs»: Didier Burkhalter vor der Weltpresse in Brüssel, Mai 2014.

rinnen loben es – und sehen ihre Zukunft doch in der Schweiz. «Dort können wir machen, was wir wollen», sagen sie. Und auch: «Hier können wir nicht vergessen, was geschah» – dabei waren sie noch nicht geboren, als sich Albaner, Serben und Roma umbrachten.

Das innovative Projekt bezahlt die Schweiz direkt; wenn es im Sommer ausläuft, muss die OSZE mit ihrem 145-Millionen-Budget wieder einen Sponsor suchen. Auch im Ernstfall griff nicht die multinationale Friedensinstitution,

### «Es braucht nicht noch mehr Institutionen, die dasselbe machen, ohne etwas zu erreichen.»

sondern die Schweizer Botschaft ein: Die Bürgermeister der drei mehrheitlich albanischen Gemeinden wollten die letzten Wahlen boykottieren – weil sich andere albanische Parteien grössere Chancen ausrechnen konnten. Und wer in Serbien wirklich das Sagen hat, prangt auch hier auf Tafeln am Strassenrand: «European Union supports development of Bujanovac.» Die EU setze «enorm viel Geld» ein, sagt OSZE-Missionschef Burkhard, «in Serbien 200 Millionen Euro – mehr als das gesamte Budget der OSZE».

**Mitrovica, Kosovo** — «Die OSZE mit ihrer diskreten Präsenz hat ein Problem, zu erklären, was sie eigentlich macht», sagen die Journalistenkollegen, die für Schweizer Medien von Belgrad aus den Westbalkan beobachten. Das zeigt sich nirgends so deutlich wie im Kosovo und besonders in Mitrovica. Die heruntergekommene Bergbaustadt ist seit dem Krieg geteilt, die wichtigste Brücke

sperrt immer noch ein Dreckhaufen. In Nord-Mitrovica leben mehrheitlich Serben; sie fühlen sich dem fernen Belgrad verbunden und gehen erst in die Südstadt, seit es dort im neuen Supermarkt die Kartoffeln viel billiger gibt.

Den brüchigen Frieden sichert die Nato-Friedenstruppe Kfor, auch mit den gut 200 Mann der Swisscoy. «Schutzmacht ist die EU», stellt die Schweizer Botschafterin Krystyna Marty Lang fest. Die Regierenden in Pristina streben wie jene in Belgrad in die EU; sie hören nicht auf die OSZE, sondern auf Brüssel, wenn es um Demokratie, Justiz und Menschenrechte geht. Nur die EU, wissen alle Experten, kann auch zwischen Serbien und der abtrünnigen Provinz Kosovo vermitteln. Was in Pristina wirklich läuft, bestimmt die wahre Schutzmacht USA mit ihrem Sprachrohr: Der letzte US-Botschafter, Christopher Dell, wählte den Staatspräsidenten aus und drückte den Bau der Autobahn nach Albanien



«Wettervorhersagen sind unnötig. Man muss nur die Zeichen von Mutter Natur richtig lesen um zu wissen, dass es bald regnen wird.»

durch – erstellt vom US-Konzern, in dessen Diensten er jetzt offiziell steht.

«Es braucht nicht noch mehr Institutionen, die dasselbe machen, ohne etwas zu erreichen», sagt die junge Think-Tank-Repräsentantin Besa Shahini, die sich auf Einladung der Schweizer Botschaft (was sie ehrt) kritisch mit dem Schweizer Engagement auseinandersetzt: «Damit verschwenden Sie nur Ihr Geld.» Die OSZE-Delegation im Kosovo zählt, seit dem Krieg vor fünfzehn Jahren, immer noch 600 Personen. «90 Prozent ihrer Arbeit sind nutzlos», schimpft die Kritikerin – und vor allem, stimmen ihr andere Experten zu, bleibt die OSZE im Kosovo unsichtbar. Die Diskretion ist gewollt: Die Organisation mit ihren 57 Mitgliedstaaten kann nur auf der Basis eines einstimmigen Entscheids für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa sorgen – und zahlreiche Mitglieder, darunter Russland, Spanien und Griechenland, anerkennen das jüngste europäische Land noch nicht einmal.

### SMS mit Aussenminister Lawrow

Was also ist vom Schweizer OSZE-Engagement zu halten? Dank der Krise in der Ukraine bringt der Vorsitz zumindest Didier Burkhalter viel, vor allem «exzeptionelle Kontakte», wie er beim Gespräch in Pristina betont. Er spreche sich wöchentlich am Telefon mit dem amerikanischen Aussenminister John Kerry ab und tausche mit dem russischen Amtskollegen Sergei Lawrow SMS aus. Und mit der deutschen Regierung, vor allem mit Bundeskanzlerin Angela Merkel und mit Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, pflege er eine «exzellente» Beziehung: «Das wäre für uns Schweizer völlig undenkbar ohne die Verantwortung, die wir in der OSZE übernehmen.»

Gleichwohl drängt sich die Frage auf: Könnte unser Land nicht mehr erreichen, wenn es sich nicht in den schwerfälligen Monsterapparat der OSZE einbände, über die hochrangige Schweizer Diplomaten hinter vorgehaltener Hand spotten, die englische Abkürzung OSCE stehe für «Organization for Spreading Confusion in Europe», also: «Organisation zum Verbreiten von Konfusion in Europa»? Wenn sich die Schweiz unabhängig dort einbrächte, wo es für Weltfrieden und Menschenrechte, Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa tatsächlich etwas nützt: auf dem diplomatischen Parkett mit guten Diensten als echt neutrales Land, im profanen Alltag mit all den Projekten von Deza, Seco und Hilfsorganisationen, an denen es beileibe nicht mangelt.

Die halbe Stunde für die Medien ist aber vorbei, keine Zeit mehr für eine Grundsatzdiskussion. Didier Burkhalter eilt zum Fototermin in der Fussgängerzone von Pristina, zum nächsten Programmpunkt seines 300-Prozent-Engagements. ○

# Insel- und Flusslandschaften Kroatiens

## Zadar–Split–Omiš–Metković–Korčula–Dubrovnik



Es het solangs het  
**Rabatt\* bis Fr. 400.-**  
\*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

- Schiff für max. 32 Gäste
- Krka-Wasserfälle
- Zrmanja Grand Canyon
- Tiefblaue Plitvicer Seen
- Historische Städte

### MV Thurgau Dalmatia\*\*\*\*

2012 erbaut, bietet sie Platz für max. 32 Gäste und eine angenehme Atmosphäre. Die grosszügigen Kabinen verfügen über Dusche/WC Föhn, TV und regulierbare Klimaanlage. Die Hauptdeck-Kabinen (ca. 11 m<sup>2</sup>) haben kleine, nicht zu öffnende Fenster, aber extra Frischluftzufuhr, die Kabinen auf Ober- und Promenadendeck (ca. 10 m<sup>2</sup>) Fenster zum Öffnen. Die Mahlzeiten werden im Salon in einer Sitzung eingenommen. Auf dem Sonnendeck gibt es Liegestühle. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im Aussenbereich erlaubt).

| Tag | Destinationen         | Programm / Ausflüge                                                                                                                                                              |
|-----|-----------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1   | Schweiz–Zagreb–Zadar  | Flug mit Ovatia Airlines nach Zagreb. Bustransfer nach Zadar mit Ausflug* Plitvicer Seen. Einschiffung, Willkommenscocktail und Abendessen.                                      |
| 2   | Zadar                 | Busausflug* zum Zrmanja Canyon inkl. Mittagessen. Rundgang* Zadar individuelles Abendessen.                                                                                      |
| 3   | Zadar–Skradin–Šibenik | «Leinen los!» Fahrt entlang der Kornati Inseln. Besuch der Wasserfälle von Krka. In Ausflugsbooten* zum «Skradinski Buk». Weiterfahrt nach Šibenik und individuelles Abendessen. |
| 4   | Šibenik–Split–Omiš    | Stadtrundgang* in Šibenik. Nachmittags Stadtrundgang* Split. Weiterfahrt nach Omiš, individuelles Abendessen.                                                                    |
| 5   | Omiš–Metković         | Fahrt mit Ausflugsbooten* auf dem Cetina-Fluss zu «Radmanove mlinice». Küsten-/Flussfahrt bis Metković. Kapitän's-Dinner.                                                        |
| 6   | Metković–Korčula      | Busausflug* nach Vid mit Museumsbesuch und Bootsfahrt ins Neretva-Delta. Mittagessen. Fahrt zur Insel Korčula. Abendessen an Bord oder ind. in Korčula.                          |
| 7   | Korčula–Dubrovnik     | Am Nachmittag Rundgang* durch die Altstadt von Dubrovnik.                                                                                                                        |
| 8   | Dubrovnik–Schweiz     | Ausschiffung um 9.00 Uhr, Transfer zur Altstadt von Dubrovnik mit individuellem Aufenthalt. Nachmittags Transfer zum Flughafen, Rückflug nach Zürich. Individuelle Heimreise.    |

Dubrovnik–Zadar Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen.

\*Ausflug im Arrangementpreis inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten



Zrmanja Grand Canyon



MV Thurgau Dalmatia

## 8 Tage ab Fr. 1290.-

Rabatt von Fr. 400.- abgezogen (ohne Flug), HD hinten,  
inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.-



2-Bettkabine Hauptdeck

### Abreisedaten

Zadar–Dubrovnik **Rabatt 200**

2014 28.05. 11.06. 25.06. 09.07. 23.07. 06.08. 20.08. 03.09. 17.09. 01.10. 15.10. **Rabatt 400**

2015 29.04. 13.05. 27.05. 10.06. 24.06. 08.07. 22.07. 05.08. 19.08. 02.09. 16.09. 30.09. 14.10. **Rabatt 400**

Dubrovnik–Zadar **Rabatt 200**

2014 21.05. 04.06. 18.06. 02.07. 16.07. 30.07. 13.08. 27.08. 10.09. 24.09. 08.10. **Rabatt 300**

2015 06.05. 20.05. 03.06. 17.06. 01.07. 15.07. 29.07. 12.08. 26.08. 09.09. 23.09. 07.10. **Rabatt 300**

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Frühstück/Mittagessen sowie 4 Nachtessen in Zadar, Metković, Korčula und Dubrovnik
- Alle Ausflüge, Transfers, Hafentaxen und Gebühren
- Deutschsprachige Gästebetreuung

**Nicht inbegriffen:** Flug Schweiz–Kroatien und v.v., Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

Partnerfirma: *Ugostiteljsko Turisticki Obrt Frane, Fam. Marunčić*

### Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

|                                                                                             |         |
|---------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| 2-Bettkabine Hauptdeck hinten                                                               | 1690    |
| 2-Bettkabine Hauptdeck                                                                      | 1890    |
| Einzelkabine Hauptdeck                                                                      | 2490    |
| 2-Bettkabine Oberdeck hinten                                                                | 1990    |
| 2-Bettkabine Oberdeck                                                                       | 2090    |
| 2-Bettkabine Promenadendeck                                                                 | 2190    |
| Alleinbenutzung HD /OD                                                                      | 890/990 |
| Flug Zürich–Zagreb/Dubrovnik–Zürich oder v.v. mit Croatia Airlines inkl. Taxen und Gebühren | 490     |
| Annulations-/Extrarückreiseversicherung                                                     | 73      |

### NEU ab 2014: MV Paradis\*\*\*\*

8 Tage ab Fr. 1390.-

(Rabatt von Fr. 400.- bereits abgezogen, ohne Flug, inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.-)

### Abfahrten wöchentlich Sonntag–Sonntag

2014: ab 27.04. bis 22.06. und 17.08. bis 12.10.

2015: ab 26.04. bis 21.06. und 16.08. bis 11.10.

Gleiche Reise wie MV Thurgau Dalmatia mit kleinen Änderungen: statt Metković zur **Insel Hvar**.

Online navigieren  
**thurgautravel.ch**

Gratis-Nr. 0800 626 550  
verlangen Sie Frau Anica

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen  
zu moderaten Preisen



# Ukrainisches Roulette

Während Kiew Teile des Staatsgebiets an Russland verliert, organisieren Freiwillige den Widerstand. Sie trauen der Armee nicht zu, das Land zusammenzuhalten. *Eine Reportage von Pierre Heumann*

Es wird gebetet in der Wladimirkathedrale, einem der wichtigsten Gotteshäuser von Kiew. Für Ruhe und Sicherheit in der ganzen Ukraine. Und während der Patriarch dem Allmächtigen huldigt, gehen Gläubige andächtig zur hölzernen Spendenbox, welche seit je die Zuwendungen für das Gotteshaus aufnimmt. Neben dem Holzkästchen steht jetzt jedoch ein zweites – und dieses wird ebenfalls eifrig gefüllt. Die Scheine, die durch diesen Schlitz wandern, sind für die «Unterstützung unserer Armee» bestimmt. Das Scherflein für die Soldaten ist nun Teil des religiösen Rituals. Weil die Armee zu wenig Mittel hat, um der russischen Herausforderung die Stirn zu bieten.

Das Militär nutzt nicht nur die Kirche, um die Kasse der Armee zu füllen. Die Bevölkerung wurde nach der Annexion der Krim durch Russland dazu aufgerufen, dem Verteidigungsministerium per SMS Geld zu überweisen. Allein über diesen Kanal kamen in wenigen Wochen umgerechnet fünfzehn Millionen Dollar zusammen. Für eine Armee mit ihrem milliardenschweren Budget ist das zwar wenig. Aber die Offiziere sind auch für bescheidene Summen dankbar. «Die Ausrüstung unserer Streitkräfte ist veraltet, die Soldaten sind schlecht ausgebildet», sagt Oleksiy Melnyk, ein ehemaliger Kampfpilot, der jetzt als Direktor am Razumkov Centre in Kiew Sicherheitsfragen analysiert. Bis vor vier Jahren hatte die Ukraine das Ziel, sich der Nato anzuschließen. «Deshalb dachten wir, wir müssten uns keine teure Armee leisten», sagt Melnyk.

## Genug Waffen?

Die Vernachlässigung der Verteidigungsbereitschaft rächt sich. Nur zehn Prozent der ukrainischen Soldaten, die an der russischen Grenze stationiert sind, verfügen über Körperpanzer. Die Luftwaffe verfügt zwar über eine Drohne – aber sie war noch nie im Einsatz, weil sich keiner in ihrer Bedienung auskennt. Und die Ebbe in der Armeekasse erlaubt es nicht, drei Helikopter, die bei einem Erkundungsflug über Russland abgeschossen wurden, zu ersetzen.

Was Wunder, dass sich viele auf ihre schäbige Armee nicht verlassen wollen. Die kontrollieren zwar die Einfallstrassen in die Hauptstadt, und Uniformierte halten Autos mit Kennzeichen an, die aus dem Osten des Landes stammen, und suchen sie auf Waffen ab. Aber nur wenige sind überzeugt, dass das angesichts der russischen Bedrohung genug sei.

Tagsüber flanieren zwar Familien, Verliebte oder Rentner auf dem Maidan, dem Platz der Unabhängigkeit im Zentrum von Kiew. Sie lassen sich vor den Barrikaden, den aufeinandergestapelten Reifen und Pflastersteinen fotografieren, die für den Ernstfall bereitstehen. Verdacht, Skepsis und Misstrauen hängen auch in Kiew in der Luft. Freiwillige campieren rund um die Uhr auf dem Maidan, wohnen in Militärzelten und kochen in Feldküchen, wärmen sich in der Nacht am Feuer. Es ist nicht nur eine Mahnwache: «Ich sehe, dass sich viele hier auf den Widerstand vorbereiten», sagt einer, der die Szene aus der Nähe kennt, «und einige haben Zugang zu Waffen.»

## Im Militärzelt auf dem Maidan

Es droht ein Bürgerkrieg. Die Ukrainer in Kiew gehen mehr und mehr dazu über, Guerillaartige Kampfseinheiten zu gründen, und nennen sie Selbstverteidigungsgruppen. Sie sollen Provokationen von russischen Agenten vereiteln, die in Kiew für Unruhe sorgen wollen.

Auf dem Maidan hatte Ende November der Protest gegen das Regime des korrupten Wiktor Janukowitsch begonnen. An Kundgebungen beteiligte sich mehr als eine halbe Million Menschen. Als die Scharfschützen der ukrainischen Polizeieinheit Berkut eingriffen, starben mehr als hundert Menschen. Im Februar wurde Janukowitsch abgesetzt, eine Übergangsregierung ernannt, und vorgezogene Neuwahlen wurden in Aussicht gestellt, die am 25. Mai stattfinden sollen. Der Konflikt erhielt damit eine internationale Dimension. Russland holte sich die Krim zurück, und Separatisten liessen am Sonntag im Osten der Ukraine über die Loslösung von Kiew abstimmen.



«Höchste Alarmbereitschaft»: In Kiew formieren

Gegen eine drohende russische Invasion stehen Freiwillige in Tarnkleidung bereit. «Bei uns herrscht höchste Alarmbereitschaft», sagt Captain Wladimir, der für die Sicherheit im Oktoberpalast zuständig ist, einem klassizistischen Komplex oberhalb des Maidan. Er müsse stets damit rechnen, dass Separatisten – wie im Osten des Landes – öffentliche Gebäude besetzen oder zu Unruhen anstiften. Die Zahl der bewaffneten Männer, die er wegen Verdachts auf Provokation arretiere, «steigt ständig». Sie hätten meist russische Papiere auf sich.

Die Motivation der Freiwilligen ist gross. Mikhail, 54 Jahre alt, ist seit Mitte Januar auf dem Maidan, weil die Polizei im Februar seine beiden Söhne spitalreif geschlagen habe. «Wenn wir jetzt den Platz räumen, bemächtigen sich seiner im Nu die Separatisten», begründet der ehemalige Bauarbeiter sein Ausharren auf dem Platz. Oder Andrij: Er hat früher für die Sowjetarmee in einer Afghanistan-Einheit gedient. Jetzt steht er mit seinem gepanzerten Amphibienfahrzeug bereit, um die Heimat zu verteidigen. Das Vehikel wurde, erzählt er schmunzelnd, während der Unruhen von der Polizei gestohlen, nachdem es den Dnjepr durchquert hatte. In Slowjansk wäre er damit in weniger als zehn Stunden. Auf den Einsatzbefehl wartet auch der zwanzigjährige Anton. Seit dem 18. Februar wohnt er in einem ausgedienten Militärzelt auf dem Maidan. Da-



sich Selbstverteidigungsgruppen.

mals wurde er von der Polizei zusammengeschlagen und beschloss, in der Hauptstadt die Freiheit seines Landes zu verteidigen. «Dieser Platz ist höchst explosiv», sagt er. Für die nächsten Tage erwartet er mehr Zoff: Es gebe viele, die die Präsidentschaftswahlen verhindern wollten.

Ein Teil der Selbstverteidigungsgruppen koordiniert sich mit der Nationalgarde, die kürzlich gegründet wurde und aus Reservisten besteht. Der Chef der Selbstverteidigungsgruppen, Danylo Klekh, strebt zwei Bataillone mit je 600 Soldaten allein auf dem Maidan an. Hunderte von Ukrainern seien von der Nationalgarde bereits ausgebildet worden. An Interesse mangle es nicht, sagt der 23-Jährige. Seit der Annexion der Krim seien die Leute äusserst motiviert, sich gegen Russland zu verteidigen. Aber ein grosses Handicap sei der Mangel an Gewehren und Ressourcen. Zudem fehlten grosse Ausbildungslager, um genügend Leute für den Kampf gegen Russland vorzubereiten.

Gleichzeitig rüsten auch die Rechtsextreme auf, allen voran der Rechte Block, der während der Maidan-Revolte eine prominente – und brutale – Rolle gespielt hatte. «Wir haben mehrere militärische Trainingslager», sagt Artem Skoropadsky, der Sprecher des Rechten Blocks. «Unsere Nationalistengarde», meint er nach drei Mass Bier, «bereitet sich auf den Einsatz vor.» Sie sollte in der Lage sein, «alles auszufüh-

ren». (Die Frage, was er mit «alles» meine, will er nicht beantworten.) Das Hauptquartier soll von der Hauptstadt in den Südosten der Ukraine verlegt werden, nach Dnipropetrowsk, in die drittgrösste Stadt des Landes. Achthundert ausgebildete Kämpfer würden dort gegen die russischen Provokationen antreten.

Unweit vom Maidan-Platz treffen wir Tetjana Tschornowol. Bei ihren Landsleuten ist ihr

### Der frühere Sowjet-Soldat Andrij steht mit seinem gepanzerten Amphibienfahrzeug bereit.

Name Symbol für den Kampf gegen Oligarchen. Die 34-Jährige hat sich als mutige Recherchejournalistin, die Korruptionsskandale von Spitzenpolitikern und Superreichen aufdeckte, einen Namen gemacht. Jetzt soll sie im Auftrag der Regierung mit ihrer jungen Behörde gegen den Filz vorgehen – auch wenn sie dazu bloss zwei Mitarbeiter hat.

#### «Die Oligarchen sind Feind Nummer eins»

Auch als Topbeamtin ist sie unbequem. Für die drohende Trennung der Ostukraine macht sie nicht Russland, sondern vor allem das Korruptionssystem in ihrem Land verantwortlich. «Die Oligarchen», sagt sie, «sind unser Feind

Nummer eins.» Sie hätten ein Interesse daran, aus einem der grössten Länder Europas eine schwache Nation zu machen. Sie würden mit Hilfe Russlands in ihren Regionen Autonomie anstreben. Davon erhofften sie sich grössere Freiheiten beim Ausbeuten des Landes und bei der Reduktion ihrer Steuerrechnungen.

Ihr Wort als Chefin der Anti-Korruptions-Behörde hat Gewicht: «Diese Oligarchen-Mafia finanziert die russische Aggression und die Separatisten», sagt sie. Die Oligarchen würden keine Skrupel haben, ihre Heimat zu opfern. Sie kontrollierten die Mehrheit der Parlamentarier. Letztlich sei in der Ukraine jetzt ein Krieg gegen diese Kriminellen angesagt. Sie verteilten denjenigen Gelder, die die Zentralregierung schwächen wollen, sie versorgten sie mit Waffen, und sie finanzierten bewaffnete Einheiten, die aus ehemaligen Gefangenen oder Arbeitslosen gebildet würden.

Ihr nächster Chef könnte allerdings bald schon der Kaste ebenjener angehören, gegen die sie eigentlich vorgehen soll. Petro Poroschenko, der aufgrund von Meinungsumfragen aussichtsreichster Anwärter aufs Präsidentenamt ist, steht auf der Rangliste der Oligarchen auf Platz Nummer sieben. Was – sollte er Präsident werden – den Einsatz Tschornowols gegen die Korruption und für den Zusammenhalt des Landes kaum erleichtern wird. ○



Dämonisierung: Präsident Putin.

## Das falsche Russlandbild des Westens

Für die meisten Medien ist klar: Der böse russische Präsident Putin hat sich durch Bruch des Völkerrechts die Krim angeeignet, während ein «prorussischer Mob» in der Ukraine wütet. Die Darstellungen zielen an der Wirklichkeit vorbei und offenbaren einen erstaunlichen Mangel an Präzision. *Von Gabriele Krone-Schmalz*

Pressefreiheit ist ein hoher Wert, um den es sich zu kämpfen lohnt. Es reicht nicht, sie allgemein und damit ziemlich theoretisch zu fordern, es ist harte tägliche Arbeit. Dazu gehören der selbstkritische Blick, die Skepsis vor allzu platten «Wahrheiten», die nur noch Gut oder Böse Platz bieten, und das Bemühen um Differenzierung; und zwar ohne Rücksicht darauf, in welchem Teil der Welt sich etwas abspielt. Ob irgendwo politische Freunde oder Gegner sitzen – das ist keine journalistische Kategorie. Und dass sich Journalisten von ihren eigenen Sympathien und Antipathien so gut wie eben möglich trennen müssen, gehört zum kleinen Einmaleins der Berufsethik. Pressefreiheit bedeutet in jeder Beziehung Unabhängigkeit, von staatlichem oder sons-

tigem Einfluss sowieso, aber auch von so etwas wie Mainstream.

Da ist in letzter Zeit etwas Bemerkenswertes passiert. Eine ungeahnt hohe Zahl von Lesern und Zuschauern wendet sich, mehr oder weniger aufgebracht, an die Medien und fordert genau das: weg von der Schwarzweissberichterstattung, weg von der Dämonisierung Russlands, insbesondere Putins, hin zu einer kritischen und unparteiischen Information über die Vorgänge in der Ukraine.

### Warner als tumbe Toren dargestellt

Daran hapert es in der Tat. Es beginnt damit, dass der Auslöser für die gefährliche Krise in der Ukraine – das EU-Assoziierungsabkommen – von Anfang an nur mit wirtschaftlichen

Chancen und Werten in Verbindung gebracht wurde. Von der in diesem Abkommen ebenfalls erwähnten militärischen Zusammenarbeit war keine Rede, und diejenigen, die gleich zu Beginn davor warnten, dass es die Ukraine zerreißen wird, wenn sie sich zwischen EU und Russland entscheiden muss, wurden als tumbe Toren oder Moskau-hörig dargestellt.

Der Gedanke, Brüssel, Kiew und Moskau an einen Tisch zu bringen, um darüber zu beraten, wie man das Beste für die Ukraine herausholt, fand im Gros der Medien keine Beachtung. Dabei gehört es zur Chronistenpflicht von Journalisten, die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Ukraine und Russland realistisch darzustellen, wenn es die Politik schon nicht tut, sowie auf mögliche Konsequenzen hinzu-



weisen, die eine veränderte geopolitische Lage an dieser sensiblen Stelle mit sich bringt.

Die Krim, die 1954 vom damaligen sowjetischen Generalsekretär Nikita Chruschtschow (selbst Ukrainer) der Ukraine geschenkt wurde, ist so eine sensible Stelle. Nach dem Zerfall der Sowjetunion 1991 bedurfte es intelligenter internationaler Verhandlungen, um eine Lösung für die dort stationierte Schwarzmeerflotte zu finden. Die damals erarbeitete Konstruktion passt nicht mehr, wenn die Ukraine Teil westlicher Bündnisse wird. Alle Vorschläge aus Moskau, sich gemeinsam Gedanken über einen Sonderstatus der Krim zu machen, wurden entweder gar nicht zur Kenntnis genommen oder als russische Einmischung vom Tisch gefegt. Politik kann das machen. Journalisten dürfen das nicht.

Wer professionell und nicht interessengeleitet informieren will, der braucht den umfassenden Blick und eine präzise Sprache. EU und Europa sind nicht identisch. Diese beiden Begriffe sind zudem emotional unterschiedlich besetzt. Aber in Zusammenhang mit der Ukraine werden sie immer wieder als Synonyme gebraucht. Es ist von Europa die Rede, obwohl es EU heissen müsste.

Bei aller Kritik an der russischen Rolle auf der Krim, die es mit deutlichen Worten zu formulieren gilt: Der Begriff der Annexion trifft den Vorgang nicht. Völkerrecht ist komplizierter, und es lässt sich hervorragend Politik machen, wenn Journalisten Begriffe nachplappern, statt der Sache auf den Grund zu gehen. Wenn man sagt: «Im Völkerrecht gibt es kein Recht auf Sezession», dann stimmt das. Sezession kommt im Völkerrecht nicht vor, ist folglich auch nicht ausdrücklich verboten.

Das Problem besteht darin, dass im Völkerrecht zwei widerstreitende Prinzipien eine Rolle spielen: einerseits die Unverletzlichkeit der Grenzen, andererseits das Selbstbestimmungsrecht. Die Prioritäten werden von Fall zu Fall anders gesetzt. Wer von Annexion spricht, löst politisch etwas aus. Das im Völkerrecht verankerte Gewaltverbot kann durch eine Annexion ausgehebelt werden. Das ist zum Beispiel 1991 passiert, als der Irak unter Saddam Hussein Kuwait annektiert hat. Es gab Krieg.

### Schlampige Sprache, schlechte Recherche

Nächstes Beispiel. Was hat es mit den Militärbeobachtern auf sich, die im Osten der Ukraine in Geiselnhaft geraten sind? Unpräzise, schlampige Sprache, schlechte Recherche – oder was ist der Grund dafür, dass sich belegbare Fakten nicht breit durchsetzen? Die 130 OSZE-Beobachter, die in allen Teilen der Ukraine unterwegs sind, haben ihre Arbeit unbehelligt erledigen können. Denn deren Mission ist ein unabhängiges, unparteiliches Monitoring diplomatischer Art, von allen Seiten akzeptiert. Das Mandat lautet: Dialog fördern und Spannungen entschärfen. Noch in der Nacht der

Geiselnahme äusserte sich ein Vertreter des OSZE-Krisenpräventionszentrums zum Vorwurf, keine ausreichende Risikoeinschätzung vorgenommen zu haben. Er sagte: «Wir haben keine Risikoeinschätzung gemacht, weil es nicht unsere Leute sind.»

Abermals ist Präzision gefragt. Die Grundlage, auf der die Militärbeobachter in der Ukraine waren, bildet zwar ein OSZE-Dokument, das aber mit der beschlossenen OSZE-Mission nichts zu tun hat. Gemäss dem sogenannten Wiener Dokument dürfen internationale Militärs Manöver beobachten, reguläre Truppenstandorte und Waffensysteme inspizieren. Dies geschieht in der Regel auf bilateraler Basis und in dem Fall auf Einladung der Übergangsregierung in Kiew. Was soll man davon

### Alle Vorschläge Moskaus wurden nicht zur Kenntnis genommen oder als Einmischung vom Tisch gefegt.

halten, wenn – bis auf eine Ausnahme – Nato-Offiziere unter der Führung eines deutschen Obersts, allesamt in Zivil unterwegs, an den Brennpunkten der Ostukraine herumfahren? Berechtigte journalistische Fragen: Wer hat das wann entschieden? Wer wurde darüber informiert? Wie intelligent im Sinne von deeskalierend war diese Entscheidung? Et cetera. Stattdessen ein heilloses Durcheinander von Begrifflichkeiten, die mehr der Rechtfertigung denn der Aufklärung dienen.

Die Trennung von Nachricht und Kommentar schwimmt immer häufiger. Es geht nur noch darum, was Korrespondenten am Ort des Geschehens meinen, denken und glauben, animiert durch entlarvende Fragen wie: Droht der Ostukraine jetzt das gleiche Schicksal wie der Krim? Dazu passt die Bezeichnung «prorussischer Mob», die es sogar in die Nachrichten öffentlich-rechtlicher Sender geschafft hat. Niemand käme auf die Idee, von «proeuro-

päischem» oder «proukrainischem Mob» zu sprechen, nicht mal in Odessa, als prorussische Demonstranten, gehetzt von einer Meute, elendiglich in einem in Brand gesetzten Gebäude zu Tode kamen.

In Kiew gibt es einen Interimspräsidenten, auf der Krim sitzt ein illegitimer Ministerpräsident, und in der Ostukraine haben wir es mit selbsternannten Bürgermeistern zu tun. Wo endet Freiheitskampf, und wo beginnt Terrorismus? Warum heissen die in die Ostukraine entsandten Spezialkräfte Anti-Terror-Einheit? Bis heute wurde nicht angemessen über die Scharfschützen auf dem Maidan informiert. Wer hat da auf wessen Befehl geschossen? Was ist mit der angekündigten Untersuchung? Würden wir auch so geduldig warten, wenn es in russischer Verantwortung läge? Es wimmelt von Worten wie: «wohl», «offensichtlich», «vermutlich», «wahrscheinlich». Klar, diese Art der Ausdrucksweise lässt sich nicht immer vermeiden, aber sie darf nicht zum Kern journalistischer Information verkommen. Dafür steht zu viel auf dem Spiel.

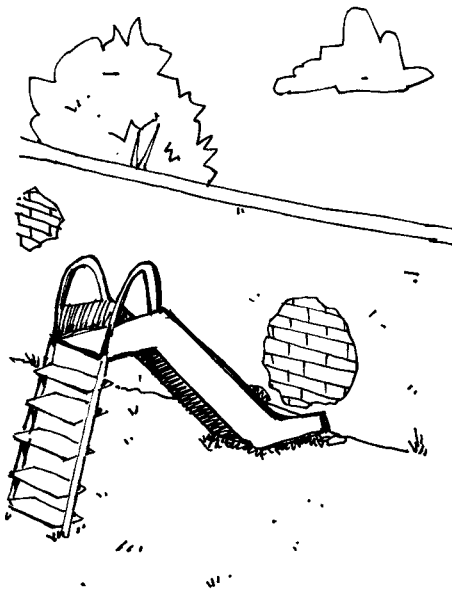
### Wer profitiert?

Es gibt so viele Fragen, denen Journalisten nachgehen können: Wer profitiert am meisten von einer Destabilisierung der Ukraine? Wie steht es mit den wirtschaftlichen Interessen zum Thema Gasversorgung Europas? Wer profitiert von Sanktionen, und wer leidet darunter? Wie könnte eine tragfähige Lösung aussehen?

Wer Gegenwärtiges verstehen will, der muss Vergangenes zumindest in Ansätzen kennen. Politische Berichterstattung kommt ohne historischen Blick nicht aus. Es ist in Stein gemeisselt – zu Recht –, die Erinnerung an die Verbrechen des Naziregimes im Dritten Reich wachzuhalten. Alleine sechs Millionen Juden sind der Vernichtung zum Opfer gefallen. Der Zweite Weltkrieg hat in Russland beziehungsweise der Sowjetunion je nach Quelle 20 bis 27 Millionen Menschen das Leben gekostet. Auch das muss in Erinnerung bleiben.

Gerade in diesen Tagen, in denen Russland den Sieg über die Faschisten feiert, der so teuer erkaufte wurde, wäre ein wenig mehr Verständnis für Sorgen und Ängste vor neu aufkeimenden rechten Kräften unmittelbar an der russischen Grenze angebracht. Zur Stunde weiss niemand genau, wie stark diese Kräfte wirklich werden. Es wäre naiv, anzunehmen, es gebe keine interessengeleiteten Übertreibungen. Dieses Phänomen jedoch zu unterschätzen und von vornherein als russische Propaganda abzutun, wäre ebenso blauäugig. Aber wer darauf hinweist, gilt als Russland-Versteher.

**Gabriele Krone-Schmalz** ist Fernsehjournalistin, Journalistenausbildnerin und freie Publizistin. Sie war unter anderem Moskau-Korrespondentin der ARD und moderierte den «Kulturweltspiegel». Sie ist Autorin zahlreicher Bücher über Russland.



# Mandelas halbfertige Demokratie

Die fünften Wahlen nach der Apartheid gewann in Südafrika erneut der African National Congress. Was ist von der magischen Freiheitsbewegung Nelson Mandelas übriggeblieben?

Von Werner Vogt

Südafrikas Demokratie ist erwachsen geworden. An den Parlamentswahlen vom Wochenende erreichte der African National Congress (ANC) einen Stimmenanteil von 62,2 Prozent, wobei sich 3 Prozent der Wähler von 2009 von der Partei abwendeten. Die liberale Demokratische Allianz erreichte mit 22,2 Prozent ihr bisher bestes Ergebnis. Die frischgegründeten linksextremen Economic Freedom Fighters (EFF) kamen auf Anhieb auf 6,4 Prozent.

Reif ist die Demokratie deswegen noch lange nicht. Denn die Reifeprüfung kommt erst dann, wenn die Regierungspartei, die eigentlich gar keine richtige Partei ist, sondern eine Befreiungsbewegung, die Wahlen irgendeinmal verliert und in Würde die Macht an die siegreiche Opposition übergibt. Aber davon ist das Land noch weit entfernt – leider.

Charlene Smith ist eine der bekanntesten südafrikanischen Journalistinnen und Autorinnen. Scharfsinnig, wortgewaltig, streitbar und leidenschaftlich. Unter anderem schrieb sie auch eine offizielle Biografie von Nelson Mandela. 1999 zog das ganze Land den Hut vor ihr, als sie einen Artikel im *Mail & Guardian* so begann: «In Südafrika wird alle 26 Sekunden eine Frau vergewaltigt. Letzten Donnerstagabend war ich dran.» Charlene beschreibt darin in allen Details eine traumatische Erfahrung: Sie wurde zu Hause überfallen, mit einem Messer bedroht – und verletzt und vergewaltigt. Ohne Kondom. Heute lebt sie in den USA. Aber explizit nicht wegen dieses Erlebnisses vor fünfzehn Jahren, sondern, in ihren eigenen Worten: «Es ist wegen der Korruption und des Verrats an unserem Land durch diejenigen, die ich früher als Mitstreiter und Freunde angesehen habe. Sie sind heute bestechlich und korrupt, und das Volk lebt in schlimmerer Armut und mit einer schlechteren Bildung als unter der Apartheid. Ich wollte nicht länger Teil dieses Systems sein.»

## Politischer «Honeymoon»

Die ersten demokratischen Wahlen von 1994 wurden in Südafrika nicht ohne Bangen abgehalten, denn abgesehen von den Spannungen zwischen Schwarz und Weiss, dem politischen Ringen zwischen dem African National Congress (ANC) – der sich nach fast dreissigjährigem Bann erstmals wieder politisch betätigen durfte – und der Nationalen Partei (NP), gab es zwischen 1990 und 1994 eine mörderische Auseinandersetzung zwischen dem ANC und der Zulupartei beziehungsweise -bewegung Inkatha. Aber o Wun-



Königlicher Lebensstil: Südafrikas Präsident und ANC-Chef Zuma (l.) an einer Wahlveranstaltung.

der: Die Wahlen vom 27. April 1994 verliefen so friedlich und diszipliniert, wie sich das niemand vorgestellt hätte, und am 11. Mai wurde Nelson Mandela als erster schwarzer Präsident seines Landes vereidigt. Ein magischer Moment.

Mandela bildete – wie dies die Interimsverfassung vorsah – eine Regierung der nationalen Einheit mit Ministern aus dem ANC, der eine Zweidrittelmehrheit knapp verfehlt hatte, der NP und der Inkatha-Freiheitspartei (IFP) von Mangosuthu Buthelezi. Thabo Mbeki war der erste Vizepräsident, Frederik Willem de Klerk der zweite. Es begann, was man

## Die «Umverteilung» sorgte in weissen Unternehmerkreisen schon bald für rote Köpfe.

die «Honeymoon-Phase» in der südafrikanischen Politik nannte. Nelson Mandela verzauberte die weisse Minderheit seines Landes ebenso wie die internationale Gemeinschaft mit einer Art Umarmungsstrategie. Landauf, landab machte er klar, dass die Vergangenheit nicht vergessen, aber trotzdem vergeben war. Er reichte auch Percy Yutar die Hand, jenem Mann, der gut dreissig Jahre vorher, im Rivonia-Prozess, als Staatsanwalt die Todesstrafe für ihn verlangt hatte.

Mandela hatte den Instinkt für das, was wirklich zählt, auch emotional. Und so brachte er das Kunststück fertig, dass die Schwarzen Südafrikas im Rugby-Weltcup 1995, der in Südafrika stattfand, hinter ihrer fast rein weissen Nationalmannschaft standen. Und obwohl Neuseelands All Blacks eigentlich die bessere Mannschaft waren mit ihrem 2-Meter-100-Kilo-plus-Spitzenstürmer Jonah Lomu, gewannen die Springboks mit 15 zu 12 Punkten. Nelson Mandela trug das grüne Shirt Nummer 6 von Captain François Pienaar. Ein heroischer Moment für das Land, den ein genialer Morgan Freeman im Film «Invictus» für die Nachwelt unsterblich machte.

## Schwarze Oligarchen

Aber auch die Vergangenheit wurde zu bewältigen versucht mit der Wahrheits- und Versöhnungskommission, die von 1996 bis 1998 im ganzen Land Hearings für Apartheidopfer durchführte. Diese brachen zum Teil fast zusammen, als sie Zeugnis ablegten von Folterungen, Mord und Totschlag. Die Kommission hörte aber auch die Täter an, wobei sie nicht jedem Amnestie zugestand.

Bereits Präsident Mandela machte aber klar, dass es nicht einfach so wie vorher weitergehen konnte, und lancierte eine Wirtschaftspolitik unter den Schlagworten Wachstum, Beschäfti-

gung und Umverteilung. Namentlich der Teil «Umverteilung» sorgte in weissen Unternehmungskreisen schon bald für rote Köpfe, denn erstens kommt er aus der sozialistischen Gedankenwelt, und zweitens wurde die wirtschaftliche Emanzipation der Schwarzen mit extremem Tempo vorwärtsgetrieben, was dazu führte, dass fast über Nacht eine neue Klasse von reichen beziehungsweise superreichen Schwarzen entstand, die sich aus den politisch klug vernetzten Köpfen rekrutierte – überspitzt gesagt, die Klasse der Oligarchen Südafrikas.

### Knoblauch gegen Aids

Dieser wirtschaftlich-soziale Umbauprozess wurde unter Mandelas Nachfolger Thabo Mbeki noch wesentlich beschleunigt. Der kühle, distanzierte und intellektuell versierte Mbeki versuchte gar nicht erst, die grossen Gesten des Versöhners Mandela weiterzupflegen. Stattdessen manövrierte er sich, kaum im Amt, national wie international ins Abseits, indem er die abstrusen Ideen von sogenannten Aids-Dissidenten wiedergab. Ein Kernsatz von ihm war, dass Aids nicht nur HIV als Ursache habe, sondern eben auch Armut. Dieser Unfug wurde nur noch durch Mbekis Gesundheitsministerin Manto Tshabalala-Msimang überboten, die einige Jahre später den Aidskranken (bei der sexuell aktiven Bevölkerung sind gut und gerne ein Drittel HIV-positiv) den Tipp gab, doch viel Knoblauch und Randen zur Prävention gegen Aids zu essen. Mbekis Rating ging weiter in den Keller, als er sich offensichtlich als unfähig erwies, auf den verrückten simbabwischen Präsidenten Robert Mugabe einzuwirken, der im Jahr 2000 begann, die weissen Farmer und die schwarze Opposition zu terrorisieren; was dazu führte, dass Millionen Flüchtlinge nach Südafrika strömten.

Eines gereicht Mbeki aber zur Ehre. Er ging gegen den als korrupt verschrienen heutigen

Präsidenten Jacob Zuma vor und liess Korruptionsvorwürfe durch die damalige Eliteeinheit der Polizei, die Scorpions, untersuchen. Wie wir jetzt wissen, schaufelte er damit sein eigenes Grab. Zwar wurde Zuma mit Schimpf und Schande aus dem Parlament entlassen. Dieser lobbyierte und taktierte aber so geschickt, dass Mbeki vor dem Ablauf seiner zweiten Amtsperiode am ANC-Parteitag als Präsident abgewählt wurde und folglich auch als Staatschef abdanken musste. Kgalema Motlanthe sprang als Übergangspräsident ein, bis Zuma 2009 wieder als Parlamentarier gewählt war und als Parteipräsident automatisch vom Parlament zum Staatspräsidenten gewählt wurde.

Ob der Korruption oder der Vergewaltigung der Tochter eines Freundes verdächtig, Zuma überstand bis dato noch jeden Prozess vor Gericht ohne Verurteilung. Daneben gönnt sich der Polygamist und Hedonist (vier Ehefrauen, diverse Freundinnen, zahlreiche Kinder) einen königlichen Lebensstil. Seine Privatresidenz in Nkandla (KwaZulu-Natal) liess er für über zwanzig Millionen Dollar ausbauen und aufwerten, so-disant aus Sicherheitsgründen. Die Scorpions löste Zuma übrigens handstreichartig auf, kaum war er in einem Korruptionsverfahren vom Gericht mangels Beweisen freigesprochen worden. Wie der brillante schwarze Journalist Justice Malala schrieb: Zuma mag mit dem Lesen Mühe bekunden – der frühere Hirtenbub lernte erst als Gefangener in Robben Island Lesen, Schreiben und Rechnen – dumm ist er deswegen aber noch lange nicht. Ganz im Gegenteil.

Fazit von zwanzig Jahren Demokratie in Südafrika: Ein fulminanter Start unter einem ausserordentlichen Staatsmann und Menschen, ein sehr durchzogenes Mitteldrittel und eine erste Legislatur Zumas, die dazu führte, dass er von seinen eigenen Wählern vor Dutzenden von ausländischen Staatschefs ausgepiffen und ausgebuht wurde – völlig zu Recht. ○

## Südafrika

# Weniger als 2 Dollar

## Trotz Verbesserungen sind die Missstände offensichtlich.

Der regierende African National Congress (ANC) hat in den letzten zwanzig Jahren viel erreicht (siehe Grafik). Millionen von Schwarzen geht es heute besser als vor zwanzig Jahren. Wenn es in der schwarzen Bevölkerung aber Unzufriedenheit gibt, so aus folgenden Gründen:

— Es gibt immer noch Millionen von Menschen, die in absoluter Armut leben (d.h. mit weniger als zwei Dollar pro Tag auskommen müssen).

— Es gibt Millionen von Südafrikanern, die zu einer «verlorenen Generation» gehören. Im Erste-Welt-Teil von Südafrikas Volkswirtschaft gibt es immer weniger Platz für Analphabeten oder überhaupt Leute mit geringer Schulbildung.

— Die Aussicht auf ein Wirtschaftswachstum, das nachhaltig die Arbeitslosigkeit reduziert (d.h. 6% und mehr), ist sehr gering aufgrund von Black-Economic-Empowerment-Zwängen, unternehmerfeindlicher Gesetzgebung, ungenügender Ausbildung und einer steigenden Militanz in der Arbeiterschaft (Bergbau, Automobilsektor).

Frans Cronje, der neue Direktor des South African Institute of Race Relations, entwirft in seinem neusten Buch («A Time Traveller's Guide to Our Next Ten Years») vier Basisszenarien für die Entwicklung bis 2024: zwei ganz oder mehrheitlich positive und zwei gegenteilige.

— Frei und reich: Deregulierung bei einer gleichzeitigen Gewährung von grösstmöglicher Freiheit fördert Unternehmertum und Wirtschaftswachstum, so dass nachhaltig mehr Unterprivilegierte in die Mittelschicht und höher aufsteigen.

— Reicher, aber unfreier: Die Deregulierung erfolgt auf Kosten der freiheitlichen Ordnung, damit Härtemassnahmen auch implementiert werden können.

— Arm und unfrei: Das schlimmste Szenario: Die Regierung ist ausserstande zur Reformierung der Wirtschaft, und der Staat wird gleichzeitig repressiver, um die Kontrolle zu behalten.

— Arm, aber frei: Die Wirtschaft kann nicht dereguliert beziehungsweise reformiert werden, so dass das Land zwar ärmer wird, aber immerhin frei bleibt.

Aufgrund der Entwicklung der letzten fünf Jahre deutet wenig darauf hin, dass das Szenario «Frei und reich» die grössten Realisierungschancen hat. *Werner Vogt*

## Entwicklung Südafrikas der letzten zwanzig Jahre

|                                                                     | 1994   | 2013 (oder letzte Zählung) |
|---------------------------------------------------------------------|--------|----------------------------|
| Wirtschaftswachstum (in Prozent)                                    | 0,8    | 3,4                        |
| BIP pro Kopf (in Rand)                                              | 28 536 | 37 700                     |
| Arbeitslosigkeit inkl. Ausgesteuerte (in Prozent)                   | 32     | 36                         |
| Konsumentenpreis-inflation (in Prozent)                             | 14     | 6                          |
| Gini-Koeffizient (1 = schlechtester Wert)                           | 0,60   | 0,63                       |
| Rand pro Euro                                                       | 4,2    | 12,8                       |
| Verhältnis weisse/schwarze Ingenieurstudenten                       | 44:1   | 11                         |
| Anteil Schwarzer im Topmanagement (in Prozent)                      | 4      | 39                         |
| Schwarze mit eigenem Bankkonto (in Prozent)                         | 19     | 52                         |
| Bevölkerungsanteil in absoluter Armut (unter 2 USD/Tg., in Prozent) | 41     | 31                         |
| Sozialhilfeempfänger (in Millionen)                                 | 3      | 16                         |
| Morde pro 100 000 Einwohner                                         | 71     | 45                         |
| Lebenserwartung                                                     | 62     | 57                         |
| HIV bei 20–64-Jährigen (in Prozent)                                 | 2      | 18                         |
| HIV bei Schwangeren (in Prozent)                                    | 8      | 30                         |

# Samenspenders Elend

Filmstar Jason Patric darf seinen Sohn Gus, der dank seiner Samenspende zur Welt kam, nicht besuchen. Die Rechte von Samenspendern sind nicht nur in Kalifornien lückenhaft. *Von Beatrice Schlag*

Ende der achtziger Jahre zählte Jason Patric dank Filmen wie «The Lost Boys» zu Hollywoods talentiertesten und bestaussehenden Nachwuchsstars. Kurzfristig weltberühmt wurde er 1990, als Julia Roberts ihrem damaligen Verlobten Kiefer Sutherland wenige Tage vor der Hochzeit den Laufpass gab und stattdessen mit Patric nach Irland jettete. Aber der Ruhm war nicht von Dauer. Jason Patric lehnte immer wieder lukrative Filmangebote ab, weil ihm die Drehbücher zu dumm und zu kommerziell waren. Ausserdem brach er in Interviews gelegentlich die eiserne Regel, nicht über die Filmindustrie zu lästern. Er war kein lauter Rebell und mied öffentliche Auftritte nach Möglichkeit. Aber das wenige, was er gesagt hatte, war in Hollywood bereits zu viel. Er bekam zwar weiterhin Rollen, aber von den Filmen, für die er in den letzten zehn Jahren engagiert wurde, nahmen nur wenige Notiz.

Dass der heute 47-Jährige während der letzten Monate als Gast in ungefähr jeder amerikanischen Talkshow zu sehen war, hatte denn auch nichts mit Schauspielerei zu tun. Es war seine Rolle als Samenspender, die jeden brennend interessierte. Zehn Jahre lang hatte Patric mit der Masseurin Danielle Schreiber eine offensichtlich tumultuöse, von häufigen Trennungen durchzogene Beziehung geführt, nachdem er sie bei einer Massage kennengelernt hatte. Man stelle sich nichts Falsches vor:

Die 41-jährige Danielle ist die Tochter eines bekannten Anwalts und Investors aus Connecticut, ihr Bruder Zachary CEO eines milliardenschweren Hedge-Funds. Sie selber studierte amerikanische Geschichte an der Brown University und leitet eine renommierte Praxis für Rolfing-Massage in Santa Monica.

## Unheil aus dem Labor

Nachdem Danielle Schreiber sich jahrelang vergeblich ein Kind gewünscht hatte, stimmte Jason Patric 2009 – das Paar war gerade wieder einmal getrennt, aber nach wie vor befreundet – einer Samenspende zur künstlichen Befruchtung ihrer Eizellen im Labor zu. Neun Monate später, als der gemeinsame Sohn Gus zur Welt kam, taten sich Mutter und Samenspender wieder kurzfristig zusammen. Sie lebten weder unter einem Dach, noch zahlte Patric Unter-

---

«Sie empfand Patric zunehmend als bedrohlich und feindselig ihr und dem Kind gegenüber.»

---

halt. Aber er entwickelte nach seiner Darstellung eine enge Bindung zu Gus. Nachdem sich die beiden Mitte 2012 definitiv getrennt hatten, versuchte ein Mediator vergeblich, mit dem Paar eine gütliche Regelung für Besuchsrechte auszuhandeln. Danielle Schreiber wollte den

Samenspender nicht als Vaterfigur und brach jeden Kontakt zu ihm ab. «Sie empfand Patric als zunehmend bedrohlich und feindselig ihr und dem Kind gegenüber», sagt ihr Anwalt. Im gleichen Jahr reichte Jason Patric beim Gericht einen Antrag auf gemeinsames Sorgerecht ein.

So weit, so traurig – bekannt aus Dutzenden von männlichen Klagen über Ex-Frauen, die ihnen den Zugang zu den gemeinsamen Kindern erschweren und nach Möglichkeit verhindern. Was Jason Patric von Männern in ähnlichen Situationen unterscheidet, ist eine gesetzlich entscheidende Winzigkeit: Baby Gus wurde im Labor gezeugt, weil Danielle Schreiber auf natürlichem Weg nicht schwanger werden konnte. Stuft das den biologischen Vater, der mit der künftigen Mutter nicht verheiratet ist, automatisch auf den Status eines Samenspenders zurück? Das kalifornische Gesetz hat, wie mehrere andere US-Bundesstaaten, dazu widersprüchliche Bestimmungen. Einerseits kann «jeder Mann, der das Kind in seinem Heim willkommen heisst und es offen als sein natürliches Kind betrachtet», eine gerichtliche Bestätigung seiner Vaterschaft beantragen. Andererseits wird ein Mann, der einem Arzt sein Sperma zwecks Befruchtung einer unverheirateten Freundin zur Verfügung stellt, «behandelt, als sei er nicht der natürliche Vater». Ausgenommen davon sind nur Väter, die gemeinsam mit der künftigen Mutter bereits vor der Befruchtung eine schriftliche Vereinbarung über die Kinderbetreuung vorlegen.

Jason Patric und Danielle Schreiber hatten keinerlei Vereinbarung, bevor Baby Gus gezeugt wurde. Schreibers Anwalt sagt, das sei kein Zufall gewesen: «Danielle kannte das Gesetz, als sie beschloss, die Hilfe eines befreundeten Samenspenders in Anspruch zu nehmen. Sie hatte sich das sehr genau überlegt.» Schreiber selber bekräftigt, sie habe Patrics Samenspende «unter der Bedingung akzeptiert, dass sie nie öffentlich gemacht wird und er keine Vaterrolle beansprucht. Ich wollte lieber einen mir bekannten Samenspender als einen unbekanntem, aber erst, als ich wusste, dass das Gesetz meine Fähigkeit schützen würde, die besten Entscheidungen für meinen Sohn zu treffen.»

Tatsächlich hatte Jason Patric darum gebeten, dass sein Name nicht auf der Geburtsurkunde erscheint. Er begründet das heute damit, dass er verhindern wollte, «dass mein Sohn ins Rampenlicht gestossen wird». Eine etwas dünne Erklärung. Erstens wäre das durch den väterlichen Namen aufscheinende Rampenlicht nicht sehr hell gewesen. Zweitens tut Patric



Prominente Unterstützung: Filmstar Gibson (r.), Patric.



**Nur kurz zusammen:** Danielle Schreiber, Jason Patric, Sohn Gus, im November 2011 in Hawaii.

heute alles, sich und seinen Sohn genau dahin zu rücken. Aber das bedeutet nicht, dass er lügt, wenn er sagt, dass er zu dem Baby nach dessen Geburt eine starke Bindung entwickelte.

### **Der Spender darf seinen Sohn nicht sehen**

Das im letzten Jahr gefällte erstinstanzliche Urteil gab der Mutter vollumfänglich recht und verbot Patric jeglichen Kontakt mit Mutter und Sohn. Patric legte Berufung ein und begann, für seine Sache zu trommeln. Er gründete die Stiftung «Stand Up for Gus», die mittellosen Vätern in ähnlicher Lage zu Geld für Anwälte verhilft. Sie wird unterstützt von Stars wie Mel Gibson, Ben Affleck, Matt Damon, Mark Wahlberg und Sean Penns Ex-Frau Robin Wright, die alle sehr vorsichtig sind dabei, wofür sie ihren Namen unbezahlt hergeben. Patric ist also vermutlich kein unglaublicher Mann. Aber macht ihn das zu einem guten Vater? Ist Danielle Schreiber eine rachsüchtige Ex-Freundin oder eine besorgte Mutter, die ihr Kind allein grossziehen will, weil sie berechtigte Zweifel an Patrics Vaterqualitäten hat? «Wir sind», schrieb die *New York Times*, «im Wilden Westen der nicht anonymen Samenspende.»

Dass der Berufungsprozess, der am 8. Mai beginnt, so viel Aufsehen erregt, liegt daran, dass Samenspenden an befreundete Frauen keineswegs ungewöhnlich sind. Und daran, dass die Frage, wer oder was eigentlich eine Familie ist, immer komplizierter wird, rechtlich und emotional. Kürzlich wurde bekannt, dass in der Schweiz geschätzte 400 Babys pro Jahr mit gespendetem Sperma gezeugt werden, mehr als eins pro Tag. Vermutlich sind es deutlich

### **Patric gründete die Stiftung «Stand Up for Gus», die Vätern in ähnlicher Lage zu Geld verhilft.**

mehr. Denn die Schweiz erlaubt nur Ehepaaren Zugang zur anonymen Samenbank. Aber die Anonymität ist begrenzt. Nach Gesetz hat jedes volljährige Spenderkind Anrecht darauf, zu erfahren, wer sein genetischer Vater ist. Das missfällt Samenspendern. Ihre Zahl verringert sich zusehends, in Europa wie in den USA. In Kansas wurde im Januar ein Samenspender, der sich auf ein Inserat eines lesbischen Paares gemeldet hatte, zu Unterhaltszahlungen verpflichtet,

obwohl er schriftlich auf seine Rechte als Vater verzichtet hatte. Das verängstigt.

Und nicht allen ist die Vorstellung eines anonymen Samenspenders geheuer. Niemand weiss, wie viele Paare die Hilfe von befreundeten Samenspendern in Anspruch nehmen. Wenn sich alle drei einig sind, wird nie jemand davon erfahren. Single-Frauen und lesbische Paare mit Kinderwunsch behelfen sich sowie so anderswo: in Ländern wie Spanien, wo kein Gesetz bei Unverheirateten den Zugang zu Samenbanken regelt, oder mit Hilfe von Freunden, die bereit sind, ihren Samen zu spenden, für Singles, homo- und heterosexuelle Paare.

Die Gesetze hinken hinterher. Niemand war vorbereitet auf das, was Zeugung im Labor real bedeuten würde. «Als das erste Retortenbaby, Louise Brown, 1978 geboren wurde», schrieb Autor Andreas Bernard in seinem eben erschienenen Buch «Kinder machen», «erreichten die Scheidungsdaten einen bis dato nie gekannten Höhepunkt.» Seine kühne wie zuversichtliche These: Dank der Reproduktionsmedizin haben wir die Chance, das junge und wenig erfolgreiche Konzept der Kleinfamilie neu zu überdenken. ○



Sternstunden  
der Schweiz

# Tapfer und treu

Vor fast 500 Jahren plünderte ein deutsches Söldnerheer Rom. Die Schweizergardisten retten den Papst unter Einsatz ihres Lebens. 147 Kameraden kommen um. Bis heute werden ihre Nachfolger am Jahrestag des «Sacco di Roma» vereidigt. *Von Peter Keller*



«Blutiger Karneval»: Plünderung Roms, 1527.

Geiz ist eine der sieben Todsünden, und Grosszügigkeit schafft Freunde. Do ut des – ich gebe, damit du gibst. Dieses Einmaleins der Theologie und der Machtpolitik war Papst Clemens VII. (1523–1534) durchaus bekannt, aber er hielt sich nicht daran. Zu knauserig war der Kirchenfürst aus dem Geschlecht der Medici, und zu zögerlich. Am Ende konnte Clemens gerade noch sein nacktes Leben retten. Dank dem Opfertod seiner Schweizer Söldner.

Von Unübersichtlichkeit zu reden, wäre untertrieben: Italien anfangs des 16. Jahrhunderts ist ein Gewirr von Fürstentümern und Stadtstaaten. Mittendrin sitzen die Päpste, in dieser Zeit meist Abkömmlinge einflussreicher Familien, die ihr Amt vor allem weltlich begreifen. Sie versorgen ihre Familien mit einträglichen Posten und schenken ihnen Besitztümer zu. Zu diesem Gemenge kommen die europäischen Grossmächte hinzu, die sich um die Lombardei, um die reichen Städte Oberitaliens rangeln.

Der Kontinent ist in zwei Lager gespalten: Dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation mit Karl V. steht eine «Liga» unter Führung der Franzosen gegenüber. Und Clemens? Er glaubt, mitmischen zu müssen. Ihm, dem Renaissance-Papst, genügt es nicht, spirituelles Oberhaupt der Christen zu sein. Eine Haltung, die durchaus dem Geist jener Zeit entsprach. Der Kirchenstaat, so die offizielle Begründung, garantiere dem Pontifex maximus erst die unabhängige Ausübung seines Amtes.

Zehntausende Schweizer stehen in diesen Jahrzehnten im Dienste fremder Herren. Insbesondere Frankreich konnte die eidgenössischen Kriegshandwerker mit lukrativen Verträgen an sich binden. Aber auch die Päpste: Julius II. hatte 1506 eine Leibgarde ins Leben gerufen, und diese sollte 1527 ihre blutigste Prüfung erfahren. Am Morgen des 6. Mai liegt dichter Nebel über Rom. Wie ein Rudel ausgehungertes Wölfe umlagert ein Heer des deutschen Kaisers Karl V. die Hauptstadt der Christenheit. Wie konnte es dazu kommen?

### Unermessliche Reichtümer warten

12 000 deutsche Landsknechte sind mit von der Partie, ein wilder Haufen ohne einheitliche Uniformen, bewaffnet mit Hellebarden, Armbrüsten, Schwertern und groben Feuerwaffen. Seit Monaten haben sie keinen Sold mehr erhalten. Ihr eigentlicher Anführer, Ritter Georg von Frundsberg, hat einen Schlaganfall erlitten. Schon so war die Truppe kaum mehr zu bändigen. Nun übernahm Charles de Bourbon, ein von Frankreich zu Karl V. übergelaufener Herzog, das Kommando. Er war es, der die Soldaten gegen Süden ziehen liess. Dort warte das ersehnte Gold, versprach er ihnen. Man müsse es nur noch abholen, und zwar in Rom. «Das magische Wort war damit ausgesprochen», schreibt der Historiker Volker Reinhardt. «Man konnte es so und so deuten – dass der Papst, über dessen unermessliche Reichtümer die



*Zaudert und knausert: Papst Clemens VII.*

kühnsten Gerüchte im Schwange waren, zahlen werde. Oder dass man selbst zur Tat, das heisst zur Plünderung, schreiten werde.»

Entkräftet, hungrig und wütend waren die Landsknechte in Eilmärschen vor die Tore der Stadt am Tiber gelangt. Hinter den Kulissen hatten Sonderboten Kontakt mit Clemens VII. aufgenommen. Für ein sattes Lösegeld hätte er sich den Frieden erkaufen können. Doch er zaudert, knausert, unterschätzt die Gefahr, glaubt nicht, dass ein christliches Heer es wagen würde, sich an ihm, dem Oberhaupt der Kirche, zu vergehen. Eine fatale Fehlbeurteilung. Schliesslich hatte sich im Norden schon die Saat Martin Luthers ausgebreitet. Dem Reformator war Rom nicht heilig. Im Gegenteil: Die Stadt und ihr prunksüchtiger Renaissance-Lifestyle standen für die Verkommenheit der Kirche, und der Papst war für ihn und seine Anhänger der Antichrist schlechthin. Zudem hatte sich Clemens auf die Seite Frankreichs geschlagen und sich damit den Zorn Karls eingehandelt. Von ihm hatte er keinen Beistand zu erwarten.

Als Clemens das drohende Unheil zu erkennen begann, versuchte er, noch schnell ein paar Kardinalshüte zu verkaufen. Interessenten waren genügend da, doch auf die Schnelle liess sich das Bargeld nicht auftreiben, und damit auch nicht die Summe, mit der das feindliche Heer vielleicht noch hätte gestoppt werden können. Die Schlinge zieht sich zu. In einem wilden Anlauf erstürmen die Landsknechte schliesslich die mehr schlecht als recht verteidigten Schutzwälle Roms. «Auf erbitterten Widerstand trafen sie nur noch da, wo die Schweizergarde kämpfte» (Volker Reinhardt).

Zu diesem Zeitpunkt leisten insgesamt 189 Gardisten Dienst, darunter eine beträchtliche Anzahl Zürcher wie der Hauptmann Kaspar

Röist selbst. Sie hätten eigentlich schon länger in die bereits reformiert gewordene Zwinglistadt zurückkehren sollen. Sobald Friede sei, schrieb Röist an den Rat in Zürich, werde er heimkehren. Man solle ihn jedoch nicht weiter bedrängen, da er vor Gott und seiner Ehre nicht verantworten könne, seinen päpstlichen Herrn dem Schicksal zu überlassen.

### «6000 Mann zutot geschlagen»

147 Schweizer bleiben liegen, niedergemetzelt, erschlagen wie auch Kaspar Röist. Nur diejenigen, die den Papst als persönliche Schutzwache zur Engelsburg begleitet haben, überleben. Was sich dann ereignet, geht als «Sacco di Roma» in die Geschichte ein. Der deutsche Reisläufer Sebastian Schertlin von Burtenbach hat das Geschehen festgehalten: «Im Jahre 1527, den 6. Mai, haben wir Rom mit Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zutot geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, einen guten Teil der Stadt abgebrannt.» Während ein grosser Jammer unter den kirchlichen Würdenträgern ausgebrochen sei, «wurden wir alle reich», lautet Schertlins lapidare Bilanz.

Noch monatelang wütet der Mob in der heiligen Stadt, einem «blutigen Karneval» gleich (Volker Reinhardt). Man schändet Reliquien, kleidet Huren in goldene Messgewänder, macht sich über die Sakramente lustig, verhöhnt Kardinäle und andere Kleriker. In einer festlichen Parodie wird Martin Luther zum Papst gewählt. Ein Priester wird aufgefordert, einem Esel die Kommunion zu erteilen. Als er sich weigert, schlägt ihn die Horde tot. Der Kardinal von Aracoeli muss sich auf eine Totenbahre legen und eine Leichenrede auf sich halten, in der er seine angeblichen und wirklichen Schandtaten aufzählen muss. Das Ganze sei eine Demonstration der Macht gewesen durch die Aufdeckung der kirchlichen Machtlosigkeit, schreibt Reinhardt: «Die Entweihung des Heiligen bleibt folgenlos, die Erde tut sich nicht auf, um die Frevler zu verschlingen.» Wer siegt, siegt mit dem Segen Gottes, waren die Eroberer überzeugt.

Clemens verschanzt sich in der Engelsburg, bis er schliesslich aufgibt und das geforderte Lösegeld zahlt. Im Frieden von Barcelona (1529) wird der Konflikt zwischen Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. bereinigt. Die Kirche bestätigt Habsburgs Vorherrschaft in Oberitalien, bekommt im Gegenzug die verlorenen Gebiete um Rom zurück. Die Schweizergarde wird aufgelöst, bis sie 1548 durch Papst Paul III. wieder eingesetzt wird. «Acriter et fideliter», tapfer und treu, heisst ihr Wahlspruch. Noch heute werden die jungen Rekruten am 6. Mai, am Gedenktag des «Sacco di Roma», vereidigt.

Nächste Folge: Wie der Waadtländer Daniel Peter in eine Schokoladen-Dynastie einheiratete und die Leckerei mit Milch verschweizerte.

# «Ausserordentlich naiv»

Harvard-Historiker Niall Ferguson gehört zu den führenden Vertretern seiner Zunft. Aus Anlass eines Besuchs in der Schweiz redet er offen über den Rückzug der USA aus der Weltpolitik und die Schwächen von Präsident Obama. Der Ukraine-Konflikt erinnert ihn an die 30er Jahre. *Von Florian Schwab*

**Professor Ferguson, wenn Sie heute in die internationale Arena schauen, was beschäftigt Sie am meisten?**

Mich beunruhigt die Entscheidung von US-Präsident Obama, die Rolle als Weltpolitiker abzugeben. Ich würde das als «geopolitisches *taper*» bezeichnen, also als weltpolitische Mässigung. Diese Haltung ist in den USA populär. Sie wird aber sehr viel schlimmere Konsequenzen nach sich ziehen, als man heute allgemein realisiert. Das wurde bereits deutlich, nachdem die USA im letzten September den Einsatz von Chemiewaffen in Syrien hinnahmen. Die Folgen davon waren eine Eskalation des Bürgerkriegs in Syrien und die Verbreitung von Instabilität in den Nachbarländern. Damit verbunden ist auch eine Ausbreitung des radikalen Islamismus über ganz Nordafrika und südwärts. All dies sind alarmierende Phänomene, die viele, viele tausend Menschenleben fordern. Zur selben Zeit werden wir Zeugen ausserordentlicher Ereignisse in der Ukraine: Das Territorium eines souveränen Landes wird von einem Nachbarn ohne jede Strafe annektiert. Dies, obwohl die internationalen Verträge die Integrität der Staaten schützen. Schliesslich, ebenfalls verbunden mit dem «geopolitischen *taper*» der USA, besteht eine erhöhte Konfliktwahrscheinlichkeit im Fernen Osten, wie die zunehmende Kadenz im Streit zwischen China und Japan um die Diaoyutai- oder Senkaku-Inseln zeigt. Das sind die Dinge, die mich derzeit am meisten beschäftigen.

**Ein beständiger Wechsel zwischen internationalem Interventionismus und Rückbesinnung auf die Innenpolitik ist ja durchaus eine Konstante in der amerikanischen Politik.**

Ein derartiger Rückzug der USA aus der Weltpolitik hat seit den 1930er Jahren nicht mehr stattgefunden. Über weiteste Strecken des Kalten Krieges und danach haben die USA sich nie so sehr auf sich selbst zurückgezogen wie jetzt. Es gab eine Einigkeit zwischen den Demokraten und Republikanern über globales Leadership als amerikanische Priorität, ja Verpflichtung. Es ist noch nicht lange her, da bezeichnete die damalige Aussenministerin Madeleine Albright, eine Demokratin, die USA als unverzichtbar, als die «indispensable nation».

**Welches sind die Gründe für diese geopolitische Kapitulation der USA?**

Die offensichtliche Antwort ist, dass eine öffentliche Gegenreaktion zu den Fehlern der Bush-Ära erfolgt, vor allem die schlechte Durchführung der Irak-Besetzung, in einem geringeren Ausmass auch das Sichhinziehen des Krieges in Afghanistan. Obama verdankte seine Wahl im Jahr 2008 teilweise dieser Thematik. In seiner Präsidentschaftskampagne versprach er, das amerikanische Engagement zu reduzieren und die Truppen aus dem Irak ganz zurückzuholen, was er dann auch tat. Es gibt aber noch tiefer liegende Ursachen. Die Umfragen zeigen, dass eine Mehrheit der Amerikaner kriegsmüde ist. Dabei war in den angesprochenen Kriegen im Irak und in Afghanistan das Volk kaum involviert. Sie wurden von einer komplett freiwilligen Truppe ausgefochten. Nur ein ganz kleiner Prozentsatz der amerikanischen Bevölkerung war direkt betroffen. Da fragt man sich: Wie wird jemand kriegsmüde, der den Krieg nur im Fernsehen sieht? Ein zweiter Faktor, der eine Rolle spielt, ist, dass die USA realisie-

**«Zu den Fehlern Obamas gehört, dass er alle militärischen Optionen ausgeschlossen hat.»**

ren: Wir sind ökonomisch nicht mehr so dominant wie früher. Umfragen zeigen, dass ein Grossteil der Amerikaner seit geraumer Zeit der Ansicht ist, dass China die grösste Volkswirtschaft auf der Welt sei – dabei ist das erst seit diesem Jahr zutreffend. In diesem Gefühl der Schwäche, das durch die Finanzkrise noch deutlich verstärkt wurde, realisieren sie: Verglichen mit anderen Ländern, sind wir gar nicht mehr in der Lage, der *global cop* zu sein. Es genügt also nicht, alles auf den Irak zu schieben. Obama artikuliert diese allgemeine Skepsis in der Bevölkerung. Das soll natürlich seine Fehler nicht entschuldigen: Er zog im Fall Syrien eine rote Linie und liess zu, dass Baschar al-Assad sie übertrat. Ihm unterlaufen aussenpolitisch viele taktische Patzer.

**Warum ist Obama den aussenpolitischen Aufgaben nicht gewachsen? Interessiert er sich nicht dafür? Ist er schlecht beraten?**

Diesbezüglich ist ein Obama-Interview von David Remnick im Magazin *New Yorker* erhellend, das früher im Jahr erschienen ist.

Darin sagte Obama: «Ich brauche jetzt keinen George Kennan.» George Kennan ist vielleicht in der Schweiz nicht so bekannt, aber er war der massgebliche Architekt der siegreichen amerikanischen Containment-Strategie gegenüber der Sowjetunion – vermutlich der beste Russlandexperte, den das amerikanische Aussenministerium in seiner ganzen Geschichte hervorgebracht hat. Zu sagen, er brauche keinen George Kennan, war ausserordentlich grössenwahnsinnig von Obama. Und es zeigte sich, dass er tatsächlich keine Berater vom Kaliber Kennans zu Hilfe genommen hat. Sonst hätte man ihm Russland sicherlich besser erklärt, als er es offensichtlich verstanden hat. Ein weiterer aufschlussreicher Punkt ist, wie sehr Obama von seinem eigenen strategischen Denken eingenommen ist. Er sagt beispielsweise, dass er in der muslimischen Welt eine Art Gleichgewicht zwischen Schiiten und Sunniten herstellen möchte. Meiner Meinung nach ist das ausserordentlich naiv. Obama schätzt die Beratung durch Experten in der Aussenpolitik nicht und macht es lieber selber. Das ist ungünstig, weil er da wahrlich keine grossen Fachkenntnisse hat.

**Hat Obama überhaupt aussenpolitische Ambitionen?**

Instinktiv verlässt er sich eher auf die Innenpolitik und lässt sich von Meinungsumfragen leiten. In diesen Umfragen kam zum Ausdruck, dass die Amerikaner kriegsmüde seien, also zog er seine Schlüsse. Interessanterweise sind seine Zustimmungsraten dennoch zurückgegangen. Jemand, ich glaube es war Robert Kagan, gab dazu eine Erklärung: Die Amerikaner mögen sich zwar als kriegsmüde bezeichnen. Trotzdem wollen sie, dass ihr Präsident auf der Welt eine Führungsrolle einnimmt. Wenn er das nicht tut und rund um den Globus an Respekt verliert, dann verlieren auch die Amerikaner ihren Respekt vor ihm. Offenbar hat Obama die amerikanische Bevölkerung falsch verstanden. Sie wollen, dass ihr Präsident eine starke Person auf der Weltbühne ist.

**Wie bewerten Sie die amerikanische Haltung zu Russland und das amerikanische Vorgehen in der Ukraine-Krise?**

Zu den unnötigen Fehlern Obamas gehört, dass er hier im Vornherein alle militärischen Optionen ausgeschlossen hat. Dabei versteht Putin nur die Sprache militärischer Macht. Es ist eine irri- ge Vorstellung, dass man im





«Russland ist eigentlich recht verwundbar»: Niall Ferguson.

Der britische Historiker Niall Ferguson, geboren 1964 im schottischen Glasgow, hat einen akademischen Blitzstart hingelegt. Im jungen Alter von 36 Jahren wurde er zum Professor für Politik- und Wirtschaftsgeschichte an die britische Universität Oxford berufen. Zwei Jahre später folgte er einem Ruf der renommierten Stern Business School in die USA, wo er die Professur für Finanzgeschichte innehatte. Wieder zwei Jahre später wechselte er für seine jetzige Professur nach Harvard.

Einer breiten Öffentlichkeit ist Ferguson als streitbarer Analytiker des Weltgeschehens bekannt. Er beriet den republikanischen Präsidentschaftskandidaten John McCain bei dessen Kandidatur gegen Barack Obama im Jahr 2008. Mit seinen Büchern erreicht er ein Millionenpublikum: «Der Niedergang des Westens: Wie Institutionen verfallen und Ökonomien sterben», «Der Aufstieg des Geldes: Die Währung der Geschichte» und «Der Westen und der Rest der Welt: Die Geschichte vom Wettstreit der Kulturen».

Die *Weltwoche* traf Ferguson anlässlich eines Vortrages an der Universität St. Gallen.

Ukraine-Konflikt irgendetwas erreichen kann, wenn man sich auf ökonomische Sanktionen beschränkt ohne jede militärische Überlegung. Jeder frühere Präsident hätte wenigstens in Erwägung gezogen, die Nato-Staatschefs zusammenzurufen, und hätte die militärischen Möglichkeiten zumindest auf dem Tisch belassen. Ich weiss nicht, warum er der Meinung war, dass es seine Position stärken würde, darauf von Anfang an zu verzichten. Wir haben jetzt die Teilung eines Landes und die Annexion der Krim gesehen. Die Geschichte ist noch nicht ausgestanden. Putin spielt ein raffiniertes Spiel, indem er behauptet, die ukrainischen Separatisten in der Ostukraine hätten nichts mit ihm zu tun. Das erinnert mich ein wenig an Slobodan Milosevic, der seinerzeit behauptete, die bosnischen Serben seien völlig ausserhalb seiner Kontrolle, als ob Karadzic ein ganz unabhängiger Akteur gewesen wäre. Das hat Washington wirklich schlecht gehandhabt. Zudem hätten die USA von Anfang an verstehen müssen, dass die Europäer ein hartes Sanktionsregime gegenüber Russland nicht einmütig unterstützen würden. Somit war eine Iran-Behandlung Russlands ganz und gar ausgeschlossen. Trotzdem wurde die ganze Strategie auf der Annahme aufgebaut, dass sich alle wie ein Mann hinter harte finanzielle Sanktionen

stellen würden. Das alles illustriert das grundlegende Problem: Das Weisse Haus ist in diesen Dingen orientierungslos. Sie müssen da gar nicht auf mich als bekannten Kritiker des Präsidenten Bezug nehmen. Das hört man selbst von Leuten innerhalb der Obama-Administration.

### Hat Putin überhaupt ernstzunehmende Gegenspieler? Bietet ihm irgendjemand die Stirn?

Rhetorisch. Der Präsident und der Aussenminister John Kerry haben ja drastische Worte gewählt. Aber das war auch bei Syrien der Fall, und man hat dann den eigenen Worten keine Taten folgen lassen. Die ökonomischen Sanktionen sind sicher bedeutend, indem sie der russischen Wirtschaft ernsthaften Schaden zufügen. Man darf Putins Macht allgemein nicht überschätzen. Was die Ukraine betrifft, so hat er das Beste aus einer für ihn an sich unerfreulichen Sache gemacht: Der Sturz Janukowitschs war eine schlechte Nachricht für Putin. Dadurch hat er die Kontrolle über Kiew verloren und gewissermassen als Trostpreis die Krim bekommen. Wer das Ganze auf einen meisterhaften Schachspieler Putin reduziert, vereinfacht zu sehr. Er hat gerettet, was zu retten war angesichts einer bedeutenden Niederlage. Trotz dieser Relativierung kann es im Sinne der europäischen Stabilität natürlich nicht gut sein, wenn die Nato-Länder angesichts einer klaren Verletzung des internationalen Rechts so gespalten auftreten.

### Sehen Sie historische Analogien zu dem, was heute in Russland und der Ukraine passiert?

Die besten Analogien liegen meines Erachtens nicht in den 1930er Jahren. Gerade Russland spielt den Zweiten Weltkrieg ja stets in den Vordergrund. Das ist Teil der Strategie. Manchmal habe ich aber den Eindruck, dass man sich bei uns heute nur noch in dieser Zeit kompetent fühlt. Alle suchen immer nach Analogien in den 1930ern, zu Hitler – das wird daran deutlich, dass Putin in der



Ukraine auch als «Putler» bezeichnet wird. Ich ziehe es vor, weiter zurückzublenden. Man kann die Teilung Polens im 18. Jahrhundert heranziehen, als die Grenzen in Osteuropa wiederholt neu gezogen wurden. Oder das Verhalten Russlands in den 1870er und 1880ern, als die Schwäche des Osmanischen Reiches die Zaren dazu reizte, ihre Macht in Richtung Balkan auszudehnen. Wir haben es heute eher mit einem imperialen Russland zu tun. Und eine wichtige Lehre aus dieser Epoche ist, dass Russland eigentlich recht verwundbar ist. Das Zarenreich hat den Krimkrieg verloren, der nach allgemeiner Erwartung leicht zu gewinnen gewesen wäre. Die militärische Schwäche Russlands ist bei uns zu wenig im Bewusstsein. Jedes glaubhafte militärische Signal seitens der USA oder der Nato hätte Russland erschreckt, denn auch heute sind die russischen Streitkräfte nicht sehr stark. Die Auseinandersetzung mit Georgien vor einigen Jahren hat sie vor ernsthafte Schwierigkeiten gestellt. Russland wäre wohl in der Lage, die ukrainische Armee zu schlagen, aber auch nicht so ohne weiteres. Hätte es das ernsthafte Szenario einer Nato-Intervention gegeben, hätte Putin nachgeben müssen. Man hat die Chance verpasst, ihn zu testen.

### Wenn überhaupt, dann hätte das von den USA ausgehen müssen. Die anderen Nato-Mitglieder sind militärisch ja nicht ernst zu nehmen.

Die Entwaffnung Europas ist eines der merkwürdigen Phänomene unserer Zeit. Seit Jahren ist klar, dass die Nato nur handlungsfähig ist, wenn die USA die Führung übernehmen und militärische Ressourcen mobilisieren. Die europäische Antwort auf die Ukraine-Krise lautet jetzt, man brauche eine Energie-Union. Falsch! Die richtige Antwort wäre: Europa muss militärisch wieder handlungsfähig werden. Man kann nicht die Verteidigungsausgaben auf ein Prozent oder eineinhalb Prozent des Inlandprodukts herunterfahren und erwarten, dass dies keine Auswirkungen auf die Sicherheit hat. Es gibt keinen Grund, warum Amerika die Westeuropäer beschützen sollte. Europa ist nach wie vor eine sehr reiche Weltgegend. Wie üblich ziehen die Europäer die falsche Lehre.

### Wir haben jetzt viel über Obama und Putin gesprochen. Cameron, Merkel, Hollande ...

Zu David Cameron: Seit seiner Wahl vor vier Jahren zeigt er einen guten Instinkt in sämtlichen Krisen. Aber er kann nur etwas machen, wenn die USA im *driving seat* sitzen. Das sieht man an der Ukraine, und man hat es am Beispiel Syrien gesehen. Dieses klassisch britische Problem begleitet uns seit Jahrzehnten. In den letzten vierzig Jahren hat Grossbritannien gerade einmal bei den Falklandinseln und bei Si-

erra Leone das Heft in die Hand genommen. Das war es. François Hollande greift gerne auf die Aussenpolitik zurück, um seine Wähler von seiner furchtbaren Wirtschaftspolitik abzulenken – mit gemischtem Erfolg. Die wahrhaft entscheidende Person im europäischen Drama ist seit etlichen Jahren Angela Merkel. Das Problem, das ich in Berlin sehe, ist eine grosse Ambivalenz in der Ukraine-Frage. Man vergisst oft, dass es in Deutschland viel Antiamerikanismus gibt. Wenn man mit den Leuten spricht, dann ist es recht offensichtlich: Man merkt, dass sie nicht sehr loyal zur Nato als Institution sind und dazu neigen, immer die Gegenposition zu den USA einzunehmen. Dann gibt es da die Vorbehalte gegenüber der EU-Assoziierung. Merkel war davon nicht sehr angetan, weshalb der Deal im letzten November nicht durchging. Ihre Ambivalenz ist der Schlüssel. Sie ist nicht wie Gerhard Schröder am Feiern mit Wladimir Putin. So schlimm ist es nicht, sie hört aber von der Wirtschaft, wie wichtig Russland ist, und sie spürt aus den Umfragen den sehr bescheidenen Enthusiasmus für einen solchen Kampf. Daraus leitet sie ihr Handeln ab, und sie ist gut darin, zu kanalisieren, was Mitteldeutschland denkt.

#### Was halten Sie von Kanzlerin Merkel?

Sie ist eine brillante Politikerin, ohne Zweifel. Das ist aber nicht dasselbe wie ein brillanter oder grosser Staatsmann. Das ist sie nicht. Sie hat grosse taktische Fähigkeiten, aber ein grosses strategisches Manko und keine Vision für Europa.

#### Europa wählt am 25. Mai sein Parlament. Zwei «Spitzenkandidaten», Schulz und Juncker, bewerben sich um den Top-Job. Welchen Einfluss wird die Wahl haben?

Am Ende wird wohl einer der beiden Kandidaten Präsident der EU-Kommission werden. Es spielt aber keine Rolle, welcher, weil es zu einer Art grossen Koalition kommen wird. Dies als Reaktion auf die absehbaren

#### «Mit dieser grossen Koalition wird die EU immer mehr zu einer Version Deutschlands.»

Gewinne der Populisten. Diese Zugewinne sind sehr medienwirksam, da dahinter farbige Charaktere stehen. Sie werden aber im Europäischen Parlament nichts ausrichten können. Mit dieser grossen Koalition wird die EU immer mehr zu einer gigantischen Version Deutschlands.

#### Wird Grossbritannien in zehn Jahren noch Mitglied der Europäischen Union sein?

Ich denke schon. Der politische Prozess ist zwar unberechenbar, aber David Camerons Position ist recht stark, die Wirtschaft straft die schlechten Prognosen mancher Ökonomen Lügen. Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass die Konservativen die Parlamentswahlen nächstes Jahr gewinnen werden. Die Zeichen mehren sich, dass, sollte es dann tatsächlich zu einem Referendum über die EU-Mitgliedschaft kommen, Merkel und die EU bereit sind, ihm in manchen Dingen entgegenzukommen, um ihm eine gute Ausgangslage für die Abstimmung zu schaffen. Letzte Woche hat Barroso diesbezüglich eine interessante Rede gehalten. Ein Austritt aus der EU ist keine glaubwürdige Alternative. Vermutlich wird UKIP-Chef Nigel Farage in diesem Monat den Zenit erreichen und dann wie alle Populisten sukzessive verglühen.

#### Würden Sie heute eigentlich noch mal Geschichte studieren? Es ist ja doch eher eine brotlose Kunst.

Was sonst haben Sie anzubieten? Physik vielleicht?

#### Wir sind hier an einer führenden Wirtschaftsuniversität...

Die Ökonomie ist eine Art Pseudowissenschaft, die historische Prozesse modellieren will. Diese Übung war so erfolglos, dass es erstaunlich ist, dass sie immer noch ernstgenommen wird. ○



Wann ist es Zeit,  
an morgen zu denken?



Wenn Sie Ihre Nachfolge planen und Ihr Vermögen langfristig erhalten möchten. Nehmen Sie sich Zeit für eine umfassende Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG.

**LGT. Ihr Partner für Generationen.** In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. [www.lgt.ch/vorsorgen](http://www.lgt.ch/vorsorgen)



Private  
Banking



«Theorie der autoritären Persönlichkeit»: Sozialpsychologin Monica Lewinsky.



## Das Stehaufweibchen

Von Daniele Muscionico

**G**lauben Sie dieser Dame? Wirkt sie glaubwürdig auf Sie? Und stellen Sie sich dazu das Bild von Bill Clinton vor. Wer ist glaubwürdiger – und warum?

Dort also das demokratische *baby face* und hier Monica Lewinsky, ein Vollweib mit offenem Blick. Ja, das ist sie, die Frau, die als skandalträchtigste Praktikantin Amerikas Geschichte schrieb. Ein naiver Hüpfen, der einen älteren Mann liebte, einen, der nicht nur älter war als sie, sondern vor allem mächtiger – der mächtigste Mann der Welt womöglich in der Selbsteinschätzung eines amerikanischen Präsidenten.

Monica Lewinsky, Arzttochter aus Beverly Hills, 22 Jahre alt, hoffte, dass der Job im Weissen Haus der Beginn einer Karriere sei. Und das war er denn auch, der Beginn einer Karriere allerdings, die sie auf die Titelseiten von Schmutzblättern führte, gejagt von skandalgeilen Journalisten, die ihr Mütchen kühlten an einer Schwärmerin für einen Halbgott. Sein Oval Office wurde zum «Oral Office», und ein bisschen Bewunderung für seine Eroberungspolitik schwang in der Verballhornung mit.

Der Fall der Mächtigen ist eine tolle Sache, der Machtlose sieht ihm gerne zu. Doch Clinton fiel mitnichten, sondern liess, kurz nach seinem Schuldeingeständnis – dem ein halbes Jahr lang die Leugnung des Tatbestandes vorgegangen war – eine Familienpackung Marschflugkörper auf vermeintliche Terroristenstützpunkte im Sudan und anderswo in Afrika abfeuern: Ein Ablenkungsmanöver, warf man ihm vor, doch immerhin kam der Mann zum Schuss, zum Schluss.

Und die hoffnungsvolle Ahnungslose, Monica Lewinsky? Sie verschwand Ende der neunziger Jahre aus dem Schussfeld, aus der Öffentlichkeit, um das bisschen Ehre zu retten, das die Journalistenmeute ihr gelassen hatte. Viel war es nicht.

Doch nun ist sie wieder da und zeigt, was sie hat. Und das ist nicht nur Busen, um den sie fast jede Frau beneidet. Miss Lewinsky, inzwischen vierzig Jahre alt, besitzt auch Verstand und kapiert, was geschehen ist. Sie spricht in der Zeitschrift *Vanity Fair* über «Shame and Survival», und so benennt sie auch ein Buch über ihre Erfahrungen aus und in den skandalisierten Jahren. Wer wird es lesen? Wie immer jene, die nicht gemeint sind. Doch das macht nichts, denn Lewinsky hat inzwischen Sozialpsychologie studiert und die Vorurteilsforschung von Adorno begriffen, seine «Theorie der autoritären Persönlichkeit». Verkürzt lässt sie sich zusammenfassen – als Sündenbock-Theorie.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Martin Walker:** Reiner Wein (*Diogenes*)
- 2 (2) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (3) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene María (*Diogenes*)
- 4 (4) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (10) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 6 (5) **Andrea Camilleri:** Der Tanz der Möwe (*Bastei Lübbe*)
- 7 (6) **Alex Capus:** Mein Nachbar Urs (*Hanser*)
- 8 (7) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 9 (–) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 10 (9) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (–) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (*Weber*)
- 3 (2) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 4 (4) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 5 (10) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, mit Backform ... (*Gräfe und Unzer*)
- 6 (3) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 7 (–) **Sarah Fasolin:** Gartenreiseführer Schweiz (*Callwey*)
- 8 (6) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 9 (7) **Gilbert Gress, Christophe Ehrenzeller:** Mein Leben für den Fussball (*Giger*)
- 10 (–) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Shakespeare

Unter den vielen Publikationen anlässlich von Shakespeares 450. Geburtstag sei ein kleines Büchlein herausgepickt: «Shakespeares Wort-Schätze», eine Zitatensammlung, herausgegeben vom Shakespeare-Übersetzer Frank Günther. Nach Themen geordnet, sind die liebevoll ausgewählten Zitate sowohl in der Originalsprache als auch auf Deutsch übersetzt abgedruckt. Shakespeares lustvoller Umgang mit der Sprache ist auch in Häppchen präsentiert ein Genuss. Ein Beispiel: «Als ich sagte, ich würde als Junggeselle sterben, hatte ich nicht gedacht, dass ich bis zu meiner Hochzeit überleben würde» (Aus: «Viel Lärm um nichts»). Oder: «Wer den ganzen Tag säuft und morgens frühzeitig gehängt wird, hat den ganzen Tag zum Ausschlafen» (Aus: «Mass für Mass»). (rb)

Shakespeares Wort-Schätze: Ausgewählt von Frank Günther. DTV. 223 S., Fr. 14.90

## Autoren

# Unter Schaufensterpuppen

Der grossartige Schweizer Erzähler Claude Cueni hat mit «Script Avenue» seine fiktionale Autobiografie geschrieben. Ein trauriges Buch – das einen dennoch zum Lachen bringt. *Von Rolf Hürzeler*

Sein grosses Vorbild ist John Law. Der Schotte war im frühen 18. Jahrhundert ein Nationalökonom – und ein Zocker. Diese Verbindung brachte ihn auf die Idee, der französische Hof solle Papiergeld drucken, um die Staatsschulden zu tilgen. Eine Idee, die noch heute in der Politik verbreitet ist; oftmals mit zweifelhaften wirtschaftlichen Folgen.

Der Basler Schriftsteller Claude Cueni erkannte, wie modern der Visionär John Law war. Cueni schrieb gleich über 400 Seiten über ihn unter dem Titel «Das grosse Spiel». Mehr noch: Law sitzt heute in Cuenis Allschwiler Wohnung in Form einer Schaufensterpuppe. Wohl drapiert in einem Kostüm aus dem 18. Jahrhundert mit einem imposanten Lockenkopf, der an Thomas Gottschalk in den besten Tagen erinnert.

Nun hat der 58-jährige Cueni seine fiktionale Autobiografie «Script Avenue» herausgegeben: eine lesenswerte Mischung von Erinnerungen aus seinem Leben und Ausflügen in eine Fantasiewelt, die er sich seit seiner Kindheit gezimmert hat. Cueni, muss man wissen, ist in eine kleinbürgerliche, erzkatholische Familie im Jura hineingeboren worden. Da ist wenig von «Jura libre»-Romantik zu spüren, dafür viel Engstirnigkeit und Gewalt: «Ich spürte den grossen Drang, so schnell wie möglich aus diesem Irrenhaus herauszukommen», sagt er heute. Cueni spricht eher leise, zurückhaltend. Er ist kein Selbstdarsteller – jede Eitelkeit ist ihm fremd. Immer wieder blitzt Ironie auf, wenn er von sich spricht. Als würde er seiner Wahrnehmung von sich nicht ganz trauen.

### Unerbittlich mit seinen Lesern

Sein Vater war ein ausfälliger Grenzbeamter, liest man in der «Script Avenue», die Mutter war zeitweise dem religiösen Wahn verfallen. Und der Onkel war ein pädophiler *pied-noir*, ein ehemaliger französischer Algerien-Kämpfer, der sich mit den Folterungen von Zivilisten brüstete. «Ein paar voreilige Lusttropfen aus seinem erigierten Glied spritzten auf meine Hose.» Cueni ist mit sich und den Lesern unerbittlich.

Diese familiären Verhältnisse erleichterten das gedeihliche Heranwachsen eines Kindes nicht; Cueni flüchtete sich deshalb immer wieder in seine eigene Fantasiewelt – in die «Script Avenue»: «Es war mittlerweile eine endlose Allee, die nirgends anfang und nirgends aufhörte. Ich kenne heute noch jedes Haus, jedes Fenster, jeden Bewohner. [...] Es gab eine Bar, sie hiess «Phillies». Edward Hopper hat sie 1942 gemalt.»

Zurück in die Realität oder das, was Cueni als solche darstellt: Der Mann ist eine Art schreibender Selfmademan, der den repressiven Mief seiner Kindheit hinter sich gelassen hat und zu einem erfolgreichen Schriftsteller geworden ist. Mit einem knappen Dutzend Büchern, unzähligen Drehbüchern, Hörspielen und einer Reihe von Computerspielen. Cueni ist ein begnadeter Geschichtenerzähler, der jeden Stoff anschaulich zu vermitteln vermag – von den gallischen Kriegen der Römer über die Französische Revolution bis hin zum französischen Absolutismus mit John Law.

Er gehört allerdings nicht zum literarischen Establishment, die Literaturkritik rümpft eher die Nase. Hierzulande haben es, im Gegensatz zur angelsächsischen Welt, Autoren schwer, deren Bücher mehr gekauft als subventioniert werden. Auch politisch passt er nicht ins Klischee vom kritischen Schriftsteller, der die Welt verbessern will. Cueni will sich im Gespräch zwar nicht politisch äussern, aber in seinem Buch blitzen entsprechende Passagen auf: «Auch in den Medien verbreitet sich diese Attitüde, weil die 68er langsam die Feuilletonstuben erreichten. [...] Sie setzten sich für Bankräuber, Erpresser, pädophile Cineasten und Geiselnnehmer ein. Sie stilisierten sie zu Robin Hoods, obwohl fast alle das Leben wildfremder Menschen aufs Spiel setzten, um sich persönlich zu bereichern.» Er kommentiert den Zeitgeist ironisch: «Alles wurde individualisiert und personalisiert: Tapeten, T-Shirts, Gläser, Kugelschreiber.»

In der «Script Avenue» ist der Leser allerdings nie ganz sicher, wo Cuenis «Wahrheit» und wo seine «Fiktion» liegt. Zu seiner Erzähltechnik gehört auch, dass er sich immer wieder gegenüber dem Verleger des Buchs rechtfertigt, wenn seine Emotionalität zu sehr aufbricht. Cueni hat neben all den beruflichen Erfolgen persönliche Schicksalsschläge einstecken müssen. Seine erste Frau ist an Krebs gestorben. Er selbst hat vor fünf Jahren die Diagnose Leukämie erhalten und leidet an den schwerwiegenden Folgen einer Knochenmarktransplantation.

Aber deswegen setzt Cueni in der «Script Avenue» nicht zum grossen Jammern an, sondern baut immer wieder auf Ironie, etwa bei der ersten Begegnung mit seiner verstorbenen Frau Andrea: «Eigentlich folgt hier eine sehr ausführliche und fast medizinisch penible Beschreibung eines leidenschaftlichen sexuellen Akts. Mit allen Details. Leider hat mein Agent diesen Abschnitt gestrichen. Zuerst lesen, dann



«Ich hatte vor allem mit Affen zu tun»: Cueni mit Cäsar-Büste und Legionär in seiner Wohnung.

löschen. Verdammt unfair.» Und selbst wenn er von seiner Frau Abschied nehmen muss, wird es komisch: «Ich nahm die Urne auf meinen Schoß und teilte Andrea mit, dass wir nun in Hongkong seien. Das Zimmer hätte ihr sehr gut gefallen. Sie war ja stets ein bisschen wählerisch.» Der Protagonist will die Asche ins Chinesische Meer streuen. Auf der Fahrt kullert die Urne bei einer Vollbremsung aus dem Auto. «Zum Glück war sie aus Messing.»

Das Verhältnis zu seiner ersten Frau, Andrea, ist im Buch zentral: Die beiden stürzten sich in eine Amour fou, bauten dann eine liebenswürdige, stabile Beziehung auf. Die Idylle zerbrach, als Andrea an Krebs erkrankte, sie fiel in eine aggressive Depression, worunter anscheinend sehr viele Krebspatienten leiden. Das Familienleben wurde zur Hölle, Andrea schob die Schuld an ihrem fatalen Schicksal dem Ehemann und dem Sohn zu. Als sie gestorben war, erlebte Cueni eine intensive Zeit mit seinem Sohn in Hongkong, die zu neuem Glück führte. Er lernte seine zweite Frau kennen.

Heute führt Cueni aus der Sicht Aussenstehender ein seltsames Leben. Er wohnt mit seiner philippinischen Frau in einem geräumigen Appartement, das klinische Sauberkeit ausstrahlt. Der Patient ist mit seinem geschwächten Immunsystem auf Reinlichkeit angewiesen, damit er an keiner Infektion erkrankt. Cueni erwacht jede Nacht um drei Uhr: «Die Tage richten sich dann nach dem gesundheitlichen Befinden.»

Man stellt sich diese einsamen Nächte des Autors fast gespenstisch vor. Wie er da allein in aller Stille vor seinem Computer sitzt und etwa Anfragen von Lesern beantwortet, die gerade aus Spanien kommen, weil dort kürzlich «CäsarsDruide» erschienen ist. «Ich beantworte jede Mail innert kurzer Zeit», sagt Cueni; auch über Social Media wie Facebook unterhält er engen Kontakt mit seiner Leserschaft. Tagsüber schreibt er an seinem Roman «Pacific Avenue», der in den Philippinen spielt: «Die Batterie reicht für drei Stunden Arbeit täglich.» Daneben spaziert Cueni jeden Morgen von Allschwil

auf den Basler Marktplatz, «eine Art Alibi-Einkaufsgang, um beweglich zu bleiben, denn ich kaufe dort ja kaum ein».

Im Hause Cueni herrscht nicht die grosse Depression, wie man meinen könnte. Vielmehr führe er mit seiner Frau Dina das Leben von «Stand-up-Comedians»: «Wir haben viel zu lachen.» Mit seinem Sohn Clovis, einem Basler Strafrichter, bespricht er telefonisch das Tagesgeschehen. «Zeitungen sind für mich wie Soap-Operas, die Geschichten drehen weiter, und ich verfolge sie mit Spannung.» Manchmal erinnern ihn die Blätter wohl auch an Fortsetzungskrimis im Fernsehen. Cueni hat in früheren Jahren unzählige Drehbücher für die Polizeiserie «Peter Strohm» geschrieben. Dieses Metier hat er allerdings längst aufgegeben: «Heute reden beim Fernsehen zu viele Leute rein und schreien nach politischer Correctness.»

### «Der Mann liess sich nicht unterkriegen»

Neben John Law lebt Cueni mit weiteren Schaulustpuppen, zum Beispiel einem römischen Legionär oder mit einer Art Affenmenschen. Affenmensch? Das absonderliche Wesen erinnert Cueni an die Zeit der Dotcom-Blase, als er Computer-Games entwickelte. Damit machte er zwar ein kleines Vermögen, «aber ich hatte vor allem mit Affen zu tun». Mit Geschäftspartnern also, vor denen er ständig auf der Hut sein musste. Auch diese Episode findet in der «Script Avenue» ihren Niederschlag. Mit seinem Anti-Aids-Spiel «Catch the Sperm» landete Cueni übrigens 2001 einen Welthit.

Welthits anderer Art webte Cueni in die «Script Avenue» ein, um dem Leser die zeitliche Orientierung zu erleichtern: «Es war ein Sonntag. Der 15. August 1971. Johnny Cash sang «Man in Black».» Oder: «1976 befreite der schlaflose Robert De Niro als New Yorker «Taxi Driver» Travis Bickle die junge Jodie Foster aus dem Drogensumpf und sich selbst aus der Einsamkeit.» Ältere Leserinnen und Leser werden gleich wieder Johnny Cash hören oder sich erinnern, wie Robert De Niro mit starrem Blick hinter dem Steuerrad durch das nächtliche Manhattan kurvt. So bezieht Cueni seine Leserschaft in seine Erzählung mit ein und teilt mit ihr seinen Erfahrungsschatz – eine raffinierte Art, Gemeinsamkeit zu schaffen.

Das fällt mit Legenden wie Johnny Cash und Robert De Niro zwar leicht, ist mit einer Figur wie John Law jedoch unmöglich. Trotzdem bleibt der Schotte Vorbild für den Schriftsteller: «Der Mann liess sich nicht unterkriegen; das bewundere ich an ihm», sagt er. Cueni sitzt neben der Puppe, als sei der alte Zocker ein Bekannter. «Ich rede manchmal mit ihm», sagt er und schränkt gleich ein: «Aber nur so, wie man halt Selbstgespräche führt...»

Claude Cueni: Script Avenue. Verlag Wörterseh. 640 S., Fr. 44.–

## Die Leben des André Béchir

Er kennt alle Pop-Grössen, die berühmtesten Bands holte er in die Schweiz, und die Stars vertrauen sich ihm sogar privat an. Vor einem Jahr schien er auf dem Rückzug, doch jetzt steht der legendäre Konzertmacher André Béchir wieder ganz vorne. Seine Laufbahn ist Kulturgeschichte. *Von Rico Bandle und Ona Pinkus (Bild)*



«Für die Linken eine Provokation»: Konzertveranstalter Béchir.



André Béchir entschuldigt sich, diesen Anruf müsste er einfach entgegennehmen. Es geht, so hört man aus dem Gespräch heraus, um einen Helikopter für die Band Deep Purple, die am nächsten Tag am Snowpenair auf der Kleinen Scheidegg auftritt. Aufgrund der knappen Anreisezeit musste der Helikopter kurzfristig organisiert werden. Alltag für André Béchir. Der Konzertveranstalter hat jedes Detail im Griff, seit über vierzig Jahren. «Wenn er über ein Festivalgelände läuft, merkt er sofort, wenn in der Toi-Toi-Toilette Nummer 43 die Türe klemmt», sagt sein langjähriger Anwalt und Weggefährte Herbert Pfortmüller. Béchir, einst ein Querulant mit langen Haaren, sagt von sich selbst, er sei ein Buchhalter Nötzli, das sei aber auch nötig.

Der Mann, der AC/DC, Michael Jackson, Queen, Madonna, Abba und nun zum neunten Mal die Rolling Stones in die Schweiz geholt hat, der mit vielen Weltstars persönlich bekannt, wenn nicht gar befreundet ist, erweist sich als zurückhaltender Perfektionist, als prinzipientreuer Mann, der auch Partnern nur ungerne Tickets verschenkt und keine Verstösse gegen das Rauchverbot duldet.

### Ringiers Versäumnis

Ende 2012 sah es kurz danach aus, als ginge seine Ära zu Ende: André Béchir verliess den Konzertveranstalter Good News, den er vierzig Jahre lang geleitet und geprägt hatte. Doch anstatt sich zur Ruhe zu setzen, stand Béchir plötzlich mit der neuen Konzertagentur abc Production da. Die Stars folgten ihm, ebenso viele Mitarbeiter. Wenige Monate nach seinem vermeintlichen Rückzug hatte er das Schweizer Konzertwesen wieder fest im Griff.

Der Medienkonzern Ringier, Teilbesitzer von Good News, sah keine andere Möglichkeit mehr, als seine Beteiligung an dem Konzertveranstalter zu veräussern. Hinter vorgehaltener Hand war gar von einem «Notverkauf» die Rede. Ringier hatte es versäumt, ein wirkungsvolles Konkurrenzverbot in Béchirs Vertrag einzubringen. «Ich kenne die Details der damaligen Vertragsverhandlungen nicht. Ob Béchir ein Konkurrenzverbot zugelassen hätte, ist im Nachhinein schwer zu beurteilen», sagt Ringier-COO und Chef der Sparte Entertainment Michael Voss. Als Ringiers Boulevardzeitung *Blick* Béchirs Rolling-Stones-Konzert vor einigen Wochen gross als Titelgeschichte brachte, wirkte dies wie das Eingeständnis einer bitteren Niederlage.

Béchir möchte über diese Rochade nicht sprechen. Das Verhältnis mit Ringier sei gut, er habe dem Medienkonzern auch viel zu verdanken, sagt er. Seit den 1980er Jahren hat Béchir immer mal wieder Anteile von Good News verkauft und später wieder zurückgekauft. Damit habe er mehr Geld verdient als mit den Konzerten. «Das Konzert-Business alleine ist nicht sehr lukrativ.» Jedes Mal hatten die Investoren die Bedeutung des Chefs unterschätzt. Good News ohne Béchir ist nichts wert.



«Leidenschaft»: Rolling Stones, 1973 in Bern.

Wenn er einen mit seinen weichen Gesichtszügen anschaut, fällt es schwer, Béchir seine List zum Vorwurf zu machen. Er beteuert, seine Stellung nie bewusst ausgenutzt zu haben: «Es hat sich alles immer einfach ergeben, so auch jetzt mit abc Production.» Die neue Firma gehört Béchir zu zwanzig Prozent, der Rest dem deutschen Ticket-Giganten CTS Eventim.

Der Kampf um Stars, Tickets und Publikum wird heute auf den Teppichetagen ausgetragen; die richtigen Beziehungen und gute Anwälte entscheiden über Sieg oder Niederlage. André Béchir ist in diesem Bereich seit Jahrzehnten unschlagbar. Und das weiss er auch. Seine Beziehungsnetze und sein Selbstbewusstsein stammen aus einer Zeit, als sich die Gefechte um die Vorherrschaft im Rock'n'Roll noch auf der Strasse abspielten, stark ideologisch geprägt waren und mit Fäusten, Baseballschlägern und Eisenketten ausgetragen wurden. Der eher schüchterne Béchir setzte sich mit Charme und Cleverness gegen alle durch.

Bereits beim ersten grösseren Konzert 1970 stellte er seinen Durchsetzungswillen unter Beweis. Mit seinen Kollegen Jacky Amsler und Peter Stadler wollte der damals langhaarige Jüngling die Behörden überzeugen, ihm die neu erstellte Eishalle in Wetzikon für ein Rockkonzert zur Verfügung zu stellen. Vier der sieben Gemeinderäte brachten die Jungs auf ihre Seite – was der Startschuss für eine grosse Karriere bedeutete.

Die drei fuhren nach London mit dem Voratz, erst wieder zurückzukehren, wenn sie eine grosse Band an der Angel hatten. Drei Tage warteten sie vor dem Büro des legendären Led-Zepelin-Managers Peter Grant, dieser lief mehrmals an den jungen Schweizern vorbei, ohne sie

eines Blicks zu würdigen. Beim nächsten Versuch hatten sie mehr Glück: Sie konnten Deep Purple engagieren, dazu mussten sie auch noch Ashton, Gardner & Dyke verpflichten, die dasselbe Management hatten. Zurück in der Schweiz, fuhren sie mit einem Stapel Plakate durchs Land und klebten sie eigenhändig auf – das Konzert war im Nu ausverkauft.

«Dass wir 25 Franken Eintritt verlangten, war für die Linken eine Provokation», erzählt Béchir. Um die angekündigten Chaoten in Schach zu halten, engagierte er die Motorradgang Hells Angels. «Wenn einer blöd getan hat, haben die Hells Angels mit Baseballschlägern zugeschlagen und für Ordnung gesorgt. Heute würde man für so etwas verklagt werden.»

Bis weit in die 1980er Jahre hinein blieb der gelernte Eisenbetonzeichner das Feindbild der linken Szene – obschon er sich am Anfang selbst als Linker sah. Bei fast jedem Konzert kam es zu Schlägereien, wie heute an Fussballspielen.

### Polizei: «Problem selber lösen»

1972 kauften Béchir, Amsler und Stadler die Konzertagentur Good News. Niemand wollte ihnen einen Kredit geben – auch nicht der heutige Armeechef André Blattmann, der damals in der UBS-Filiale in Wetzikon tätig war. So trieben sie das Geld bei Freunden und Verwandten auf. Was die drei in der Folge auf die Beine stellten, gehört zur Geschichte des Rock'n'Roll: Die Rolling Stones kamen 1972 mit dem Zug nach Bern und spielten zwei Konzerte an einem Tag, The Who zertrümmerten mehrere Hotelzimmer, bis Good News von Hotelbetreibern boykottiert wurde, die völlig unbekanntes AC/DC spielten

### Statt Frauen und Kokain wollen die Stars heute Fruchtsäfte und Wellness-Einrichtungen.

als Vorband von Black Sabbath im Zürcher Volkshaus, ein Abba-Konzert in Zürich musste wegen mangelnden Zuschauerinteresses abgesagt werden, Status Quo kamen mit einem einzigen Lieferwagen angereist und spielten im Berner Gaskessel vor 200 Leuten und, und, und.

Ein Stichwort reicht, und es sprudelt aus Béchir heraus. Keine Rockband, kein Superstar, den Béchir nicht getroffen hat, über den er nicht eine Anekdote zu erzählen weiss. «Wir waren Freaks, Rockmusik war damals noch verpönt, da war eine riesige Leidenschaft», sagt er. Oft sei man nach den Konzerten mit den Musikern noch durch die Gassen gezogen. «Es ist ein Riesenglück, dass ich diese Glanzzeiten des Rock'n'Roll miterleben durfte.»

Zum Teil sind die Bands noch dieselben wie zu Béchirs Anfangszeiten, das Geschäft hat sich aber grundlegend verändert. Drogen und Ausschweifungen gibt es kaum mehr. «Die Tourneen sind dermassen teuer, da kann nie-



Nie ein negatives Wort: Béchir mit der Band Kiss, 2010.

mand einen Ausfall riskieren.» Statt Frauen und Kokain würden die Stars heute Fruchtsäfte und Wellness-Einrichtungen verlangen. Der Aufwand, der betrieben wird, ist heute ganz ein anderer. «1973 kam mit Emerson, Lake and Palmer erstmals eine Band mit einem Schiffscontainer voller Bühnentechnik in die Schweiz, das war ein Medienereignis. Heute kommen die grossen Bands mit bis zu hundert Sattelschleppern.»

Als am 30. Mai 1980 die Jugendunruhen mit dem Opernhauskrawall erstmals eskalierten, war auch André Béchir indirekt beteiligt. Im Hallenstadion in Zürich Oerlikon hatte der Reggae-Superstar Bob Marley an dem von Béchir organisierten Konzert eben die letzten Töne gespielt, da ertönte an den Tramhaltestellen aus den Lautsprechern die Durchsage, der Tramverkehr sei am Bellevue wegen Unruhen unterbrochen. Hunderte von ahnungslosen Konzertbesuchern, die Bob Marleys Aufforderung zum Widerstand, «Get up, stand up, stand up for your rights!», in den Ohren hatten, verstanden die Durchsage als willkommene Einladung, fuhren ans Bellevue und beteiligten sich spontan an den Krawallen.

Béchir hat jene Zeit nicht nur positiv in Erinnerung. Der schwächliche Konzertveranstalter musste oft vor gewaltbereiten Querulanten fliehen. «Ich hatte wirklich Angst, ein, zwei Mal konnte ich mich nur knapp retten.» Die Lage eskalierte zusehends. Als Aktivisten jedes Plakat für ein Konzert von Peter Tosh im Zürcher Volkshaus mit «Gratiskonzert» überklebt hatten, warteten am Zürcher Helvetiaplatz 4000 Leute, die sich freien Zutritt in eines der zwei ausverkauften Konzerte erhofften. Nur durch massiven Einsatz der Hells Angels an den Eingangstüren konnte eine Katastrophe verhin-

dert werden. «Der Polizei war das alles egal. Sie sagte uns, wir sollten das Problem selber lösen.»

Wenige Monate später organisierte Béchir ein Konzert in der Roten Fabrik, jenem Kulturzentrum, das die Autonomen im Zuge des Opernhauskrawalls erkämpft hatten. Eine schlechte Idee. Punk-Legende Patti Smith stand auf der Bühne, als die Linksaktivisten im Saal eine Tränengaspetarde zündeten. Smith unterbrach das Konzert, spielte nach einer Pause aber weiter. Es war das erste und letzte Gastspiel Béchirs im alternativen Kulturzentrum. «Die Linken sahen die Rockmusik als ihre Domäne an: Die Musik war für sie eine Form des Protests, die gratis sein musste. Irgendwie kann ich sie ja verstehen», sagt er. Dass er selbst für seine Gegner Verständnis zeigt, passt zu Béchir: Während des ganzen Gesprächs fällt kein negatives Wort über einen Geschäftspartner oder Künstler. «Man soll nie nachtragend sein.»

Ein einziges Mal in seiner ganzen Laufbahn setzte ihm ein Zwischenfall dermassen zu, dass er ernsthaft ans Aufhören dachte. Vor einem



«Er unterstützt unsere Arbeit.»

Konzert der Kinks im Zürcher Kongresshaus kam es 1980 zu schweren Krawallen. Linke Demonstranten und die Polizei gingen aufeinander los, eine junge Frau verlor durch ein Gummigeschoss ein Auge. Dass es keine Tote gab, war nur dem Glück zu verdanken. «Ich hatte die Verantwortung für 1700 Leute im Kongresshaus, ich bekam es mit der Angst zu tun. Der Vorfall beschäftigte mich noch monatelang, er hätte in der Katastrophe enden können.»

### Ueli Maurer war sein Schulfreund

Béchir zeigt keinerlei Groll – gegen niemanden. Emotional wird er nur, wenn es um die fehlende Unterstützung der Politik für die Rockmusik geht. «Ich habe noch nie Subventionen bezogen, das möchte ich auch nicht. Aber ich erwarte mehr Wertschätzung von der Politik. Jedes Hallenstadion-Konzert bringt der Stadt 30 000 bis 50 000 Franken an Quellensteuern ein, trotzdem legt man uns oft Steine in den Weg.» Béchir stört die vielen Vorschriften, und er beklagt die fehlende Konzerthalle in Zürich, die er neben dem Hallenstadion für dringend nötig hält. Vor einigen Jahren stand er mit Partnern kurz davor, auf dem Richti-Areal in Glattbrugg eine Event-Halle mit 15 000 Plätzen zu bauen. Der Architekturwettbewerb war abgeschlossen, die Glattalbahn wollte eigens eine Haltestelle für die Halle errichten – doch dann scheiterte das 225-Millionen-Franken-Projekt an der fehlenden Unterstützung durch die Banken. «In der Schweiz sind kaum mehr grosse Projekte umzusetzen, das stört mich sehr», sagt er.

Der Rockmusik fehle die Lobby, sagt er. «Deshalb finde ich es super, dass Christoph Blocher dem Krokus-Produzenten Chris von Rohr einen Zugangs-Badge ins Bundeshaus gegeben hat: So einer gehört dort hin.» Béchir hat zu mehreren SVP-Politikern einen guten Draht. Mit Bundesrat Ueli Maurer ging er in Hinwil zur Schule – «Wir hatten beide einen Fensterplatz, darüber lachen wir heute noch» – Nationalrat Adrian Amstutz kennt er vom Militär.

An fast jedem seiner Konzerte ist Béchir präsent. Hundert Abende pro Jahr sind dadurch verplant. «Ich wünsche mir oft, dass dies abnimmt.» Dass sich der 65-Jährige bald zurückzieht, ist aber unwahrscheinlich: So wie das Schweizer Konzertwesen ohne Béchir undenkbar ist, so wenig kann man sich Béchir ohne Rock'n'Roll vorstellen. Und so lässt sein altes Herzensprojekt auf sich warten: seine Autobiografie. Würde er offen über seine Erlebnisse und Freundschaften berichten, könnte das ein Bestseller werden: Weltweit ist kaum jemand so gut vernetzt wie Béchir, ihn haben viele Popgrößen auch privat ins Vertrauen gezogen, so seine gute Freundin Tina Turner. Doch nicht nur die Zeit ist ein Problem, es kommt bei ihm eine weitere Schwierigkeit hinzu: «Ich würde nie etwas in die Öffentlichkeit tragen, was jemanden vor den Kopf stossen könnte.» ○

# Sankt Kümmeris, verwurstet

Thomas Neuwirth alias Conchita Wurst verwendet die Maske einer europäischen Heiligen. Von Pirmin Meier



Patronin der Spielleute: Conchita Wurst ...



... Vorbild St. Cumerus oder heilige Kümmeris.

Musikalisch hat der Eurovision Song-Contest (ESC) wenig mit der europäischen Vielfalt der Klänge und Sprachen zu tun. Die globalisierte Basissprache Englisch, vermittelt über Verstärkerlärm, ist weder mit Beethoven noch mit dem politisch brisantesten Sound des Jahres 2014 zu verwechseln, der russischen Nationalhymne, in deren Text der Name «Lenin» durch das Wort «Gott» ersetzt worden ist. Unbeschadet der Faszination mitreissender Hymnen bleibt die Popmusik die Massenkulturform der Gegenwart schlechthin. Wohl nicht nur für Österreich erlangt der 25-jährige Thomas Neuwirth alias Conchita Wurst eine Beachtung, die sein am gleichen Wochenende in Zürich mit dem Max-Frisch-Preis ausgezeichneten schreibenden Landsmann Robert Menasse nur in den Feuilletons erreichen kann.

Neuwirths Empfang auf dem Wiener Flughafen glich der Heimkehr des ausgeschlossenen Olympia-Abfahrers Karl Schranz aus Sapporo 1972, nur dass Wurst gleichzeitig über den Status des Märtyrers verfügt wie auch über den des Siegers. Sein Markenbekenntnis, es sei wurst, mit welcher sexuellen Identität und mit welchem Outfit man sich präsentiere, wurde gigantisch Lügen gestraft. Es war nämlich in Kopenhagen keineswegs wurst, ob eine ganz normale Metzger Tochter wie Beatrice Egli da aufgetreten wäre oder ein Mensch gewordener

religiöser Mythos mit politischer Botschaft: «Conchita Wurst fordert Putin heraus», wie *Spiegel* online titelte. Nach den Regeln des ESC wäre eine direkte politische Aussage nicht erlaubt gewesen. Das Songmotiv des Phönix, Vogel der Auferstehung, deutet auf die Wiedergeburt des christlichen Mythos der Bart-Frau, in der Schweiz Sankt Kümmeris genannt.

## Gott liess ihr den Bart wachsen

Unbeschadet umstrittener stimmlicher Qualitäten steht Neuwirths Bekenntnis für eine heute primär geforderte Auffassung von Mut: Statt zu herkömmlichen Überzeugungen zu

## Sie wurde zur Symbolfigur der Jungfräulichkeit, der Keuschheit, wird in vielen Klöstern verehrt.

seiner Sexualität zu stehen, diese besonders im Falle zugelassener Abweichungen demonstrativ selber zu bestimmen. Wer will aber schon von jemandem hören: «Ich bin ein einzigartiger Mensch, heterosexuell, habe zwei Kinder und arbeite im Büro»?

Schräg zu sein, genügt für den Erfolg aber auch nicht. Mit der Kunstfigur «Conchita Wurst» verwendet der junge Homosexuelle Neuwirth die Maske einer europäischen Heiligen mit Verehrung in Österreich, Bayern und

der Innerschweiz: der St. Cumerus oder heiligen Kümmeris, der Stadtpatronin von Madrid, einer portugiesischen Königstochter. Um nicht gegen ihren Willen verheiratet zu werden, bat sie Gott, ihr einen Bart wachsen zu lassen. So wurde Sankt Kümmeris zur Symbolfigur der Jungfräulichkeit, der Keuschheit, in vielen Klöstern verehrt. Zu ihrer Geschichte passt die Legende vom Spielmann, der vor ihrer Statue spielte. So wurde St. Kümmeris Patronin der Spielleute. Für den Eurovision Song Contest anscheinend nicht unpassend.

Im Mittelalter und noch später legten Eliten Wert auf ihre Jungfräulichkeit. Eine erwählte Eigenschaft auch homosexueller Männer. Die heilige Kümmeris ist eine mystische Figur: als gekreuzigte Frau mit Bart ist sie dem Gottmenschen noch ähnlicher als die Muttergottes. Das lange Gewand der Gekreuzigten und goldene Schuhe symbolisieren einen vollkommenen Lebensweg.

## Transvestitische Fantasien in der Kirche

In der christlichen Kunst, zum Beispiel in den Pfarrkirchen von Tuggen und Steinen im Kanton Schwyz, wo alte Darstellungen der gekreuzigten heiligen Kümmeris zu bestaunen sind, werden transvestitische Fantasien ausgelebt. «Ein Gesicht machst du wie Sankt Kümmeris», lautete ein Innerschweizer Sprichwort. Kümmeris stand damals für Askese.

Thomas Neuwirth, dessen Fans in korrekter Gender-Sprachregelung ihn *sie* nennen, steht für eine Elite neuer «Jungfrauen». Ein Apostel für Menschenrechte und Toleranz, nicht mehr für verfolgte Christen wie einst (oder heute in Syrien), sondern für die Religion der Selbstentfaltung mit «Mut» zum Ausleben aussergewöhnlicher und damit schnell mal elitärer Formen der Sexualität.

Die Kunstfigur «Conchita Wurst» beruht nicht nur mit dem einst religiösen, später in Jahrmarktstuden präsentierten Motiv der bärtigen Frau auf einer verweltlichten spirituellen Grundlage. Auch der spanische Mädchenname Conchita, der sich von *concepción* ableitet («Unbefleckte Empfängnis»), drückt das katholische Dogma der ewigen Jungfräulichkeit aus. Von Blasphemie kann dabei aber nicht die Rede sein. Zum Erfolgsrezept von dieser Art Kulturschaffen hat lockeres, kaum reflektiertes Übernehmen mythischer und religiöser Versatzstücke schon immer gehört. Madonna machte es vor.

**Pirmin Meier**, Autor historischer Bücher, verwies in seiner Paracelsus-Biografie (Union-Verlag, 6. Auflage) auf den transsexuellen Charakter des Arztes aus Einsiedeln. Sankt Kümmeris stellte er in seinem Buch «Landschaft der Pilger» (2005) dar.

## Top 10

### Knorr's Liste

|    |                                      |       |
|----|--------------------------------------|-------|
| 1  | Grand Central                        | ★★★★☆ |
|    | Regie: Rebecca Zlotowski             |       |
| 2  | Snowpiercer                          | ★★★★☆ |
|    | Regie: Bong Joon-ho                  |       |
| 3  | The Amazing Spider-Man 2             | ★★★★☆ |
|    | Regie: Marc Webb                     |       |
| 4  | Der Goalie bin ig                    | ★★★★☆ |
|    | Regie: Sabine Boss                   |       |
| 5  | The Grand Budapest Hotel             | ★★★★☆ |
|    | Regie: Wes Anderson                  |       |
| 6  | Tracks                               | ★★★★☆ |
|    | Regie: John Curran                   |       |
| 7  | The Lego Movie                       | ★★★★☆ |
|    | Regie: Phil Lord, Christopher Miller |       |
| 8  | Divergent                            | ★★★★☆ |
|    | Regie: Neil Burger                   |       |
| 9  | Noah                                 | ★★★★☆ |
|    | Regie: Darren Aronofsky              |       |
| 10 | Transcendence                        | ★★★☆☆ |
|    | Regie: Wally Pfister                 |       |

### Kinozuschauer

|        |                                      |        |
|--------|--------------------------------------|--------|
| 1 (-)  | Bad Neighbors                        | 30 398 |
|        | Regie: Nicholas Stoller              |        |
| 2 (1)  | The Other Woman                      | 24 543 |
|        | Regie: Nick Cassavetes               |        |
| 3 (2)  | Rio 2 (3-D)                          | 5 428  |
|        | Regie: Carlos Saldanha               |        |
| 4 (-)  | 3 Days to Kill                       | 4 510  |
|        | Regie: McG                           |        |
| 5 (6)  | The Amazing Spider-Man 2             | 3 483  |
|        | Regie: Marc Webb                     |        |
| 6 (5)  | Divergent                            | 3 411  |
|        | Regie: Neil Burger                   |        |
| 7 (4)  | The Lego Movie                       | 3 365  |
|        | Regie: Phil Lord, Christopher Miller |        |
| 8 (3)  | Transcendence                        | 3 181  |
|        | Regie: Wally Pfister                 |        |
| 9 (9)  | The Grand Budapest Hotel             | 2 380  |
|        | Regie: Wes Anderson                  |        |
| 10 (8) | Noah                                 | 1 345  |
|        | Regie: Darren Aronofsky              |        |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

|        |                                            |
|--------|--------------------------------------------|
| 1 (1)  | Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)        |
| 2 (2)  | Die Eiskönigin (Disney)                    |
| 3 (3)  | Die Tribute von Panem (Impuls)             |
| 4 (6)  | Walter Mitty (Fox)                         |
| 5 (7)  | Malavita – The Family (Rainbow)            |
| 6 (4)  | Game of Thrones – Season 3 (Warner)        |
| 7 (5)  | Escape Plan (Ascot Elite)                  |
| 8 (8)  | Der Hobbit – Eine unerwartete ... (Warner) |
| 9 (9)  | Thor – The Dark Kingdom (Disney)           |
| 10 (-) | Django Unchained (Sony)                    |

Quelle: Media Control



Monaco als Filmset: Nicole Kidman spielt Grace Kelly.

### Kino

## Emotionsschaumige Himmelfahrt

«Grace of Monaco» will ein Biopic über das zweite Leben der Ex-Diva Grace Kelly sein. Ist es aber nicht.

Von Wolfram Knorr

Sie gehörte zu jenen Hollywoodstars, von denen man meinen konnte, sie seien von Geburt an mit ihren Kleidern verschmolzen. Die Königin dieser 50er-Jahre-Diven war Grace Kelly, die «Miss Frigidaire», die «Lady mit dem rostfreien Stahlkorsett». Alfred Hitchcock träumte von «Damen, wirklichen Damen, die dann im Schlafzimmer zu Nutten werden». Grace Kelly wurde seine Lieblingsmuse, eine Eisskulptur, in die er Begehrenspflöcke rampte. Für die Rolle der Marnie, einer abgründigen Kleptomantin («Marnie», 1964), konnte er sie nicht mehr gewinnen. Der Meister des Sinistren hatte sich einen unmöglichen Fauxpas im Londoner *Daily Express* geleistet und von Grace' «raffiniertestem Sex-Appeal der Welt» geschwärmt. Das war 1962. Nur war Grace seit sechs Jahren keine La-La-Land-Actrice mehr, sondern Monacos Landesfürstin. Nach dieser despektierlichen Äusserung stand sie für «Hitch» nicht mehr zur Verfügung.

Die «Sphinx von Hollywood», ob in hitzigen Dschungeln («Mogambo», 1953) oder staubigen Western («High Noon», 1952), blieb immer die kühle Blonde mit dem Hang zu Höherem («High Society», 1956), bis sie tatsächlich zur Märchenprinzessin wurde. Dass sie auch eine hintergründige Seite hatte, erkannte nur Hitch. Ein solches Leben wäre der Stoff für ein sattes Biopic. Was sich jedoch Olivier Dahan («La vie

en rose») und Autor Arash Amel leisten, schrammt knapp an einem Etikettenschwindel vorbei. Zwar heisst ihr Opus «Grace of Monaco», es beschränkt sich aber nur aufs Jahr 1962, in dem Hitch seine Avancen machte, Grace eine Rückkehr nach Hollywood erwog und ihr Gatte Rainier sich im Clinch mit Frankreichs Charles de Gaulle befand. Der wollte die gerade mal 1,5 Quadratkilometer grosse Steueroase unter fiskalischen Druck setzen. Für Grace eine neue Erfahrung: Sie war nicht mehr auf einem Filmset.

Damit das ein wenig Suspense-mässig und «hitchig» abläuft, lassen Regisseur und Autor die Fantasie Ringelreihen mit einer Palastintrige tanzen, angezettelt von Rainiers Schwester, Prinzessin Antoinette. Und die war arg exzentrisch: Erst wollte sie einen deutschen Wehrmachtsoffizier heiraten und dann in den frühen Fünfzigern die Thronfolge zu ihren Gunsten ändern. 1962 aber, durch die gewinnbringende Ehe zwischen Rainier und Grace, die neue Firmensitze ins Land lockte, war das längst Schnee von gestern. Auch dass sich Grace (Nicole Kidman) von einem Aschenbrödel zu einer durchs monegassische Elysium weichgespülten Lady Macbeth wandelte, ist Humbug. Ihrem Gatten (Tim Roth) diktiert sie, wie man sich aus der misslichen Belagerung Frankreichs sprengt: Man krempelt Monaco zu einer Art Filmset um. Tim Roth als Rainier, eine Art Nussknacker, ist gewöhnungs-

bedürftig und erinnert an Somerset Maughams Urteil über Monaco: «A sunny place for shady people» (ein sonniger Platz für zwielichtige Leute). Nicole Kidman wiederum verströmt den Charme einer Marmorstatue. «Grace of Monaco» wird die Filmfestspiele Cannes eröffnen. Das monegasische Fürstenhaus reagierte erbost auf die «Verdrehung der Familiengeschichte». Von der finalen emotionsschaumigen «Himmelfahrt», mit einem Kirchenchor im Off, müsste es aber entzückt sein. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Godzilla** — Der wievielte «Godzilla» mag das sein? Egal. Das aktuelle *reboot* von Gareth Edwards («Monsters») versteht sich vor allem als Hommage an die guten alten Japan-Originale von Ishiro Honda, als das Monster aller Monster gegen andere Monster antrat. Ablauf wie gehabt, nur alles riesiger. Für Monsterfilm-Fans. ★★★☆☆



Für Monsterfilm-Fans: der neue «Godzilla».

**Left Foot Right Foot** — Vincent (Nahuel Pérez Biscayart), gerade mal knapp über zwanzig, und Marie (Agathe Schlenker), achtzehn, sind ein Paar ohne Illusionen, ohne Zukunft. Wenn er nicht am Fliessband malocht, sucht er als Skater ein wenig Freiraum. Seine ganze Zuneigung gilt seinem autistischen Bruder Mika (Dimitri Stapfer), während Marie von Glamour träumt und deshalb bald ihren

Körper verkauft. Sie leben in einer trostlosen Welt, im Stich gelassen von den Erwachsenen. Germinal Roaux gelang in intensivem Schwarzweiss ein eindrückliches Porträt einer düsteren Seite der Schweiz, die lieber unter den Teppich gekehrt wird: Sozialbau-Depression, Arbeitslosigkeit. Agathe Schlenker und Nahuel Pérez Biscayart – Gesichter, die man sich merken muss. ★★★☆☆



Reissbrettartig: «Wakolda».

**Wakolda** — Eine Familie ist mit ihren drei Kindern in der argentinischen Pampa unterwegs, um in der Nähe der Stadt Bariloche ein Hotel zu eröffnen. Auf dem Weg schliesst sich ihnen ein deutscher Arzt an (Alex Brendemühl), dem gleich mal auffällt, dass die jüngste Tochter, Lilith (Florencia Bado), ein Wachstumsproblem hat. Er biedert sich bei der Mutter (Natalia Oreiro) und dem Vater (Diego Peretti) an, wird auch noch erster Dauergast im neuen Hotel und kümmert sich um Lilith. Lucía Puenzo («XXY») verfilmte gleich selbst ihren gleichnamigen Roman über einen Nazi-Arzt à la Mengele. Die Verfilmung ist derart hanebüchen gestelzt und gespreizt und reissbrettartig konstruiert (vampirartig umschleicht der Arzt sein Opfer Lilith), dass man nur im Betroffenheitsmodus Gefallen daran finden kann. Wenn Mengele so aufdringlich dämlich gewesen wäre, wie hier der Arzt geschildert wird, hätte ihn der Mossad aber ruck, zuck gestellt. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

**Haben eigentlich die Journalisten, die sich mit der Materie ja immer intensiv befassen, eine Erklärung für Filme wie «Noah»? Warum wird so was produziert? A. Z., Cham**



Ich entnehme Ihrer Frage, dass Sie sich nicht für «Noah» interessieren. Aber es gibt eben andere, die das aufregend finden. Filme reagieren immer auf Moden, auf den Zeitgeist; manchmal bestimmen sie auch die Trends. Die auffallend vielen Zombie-Filme haben sicher etwas mit der kollektiven desolaten

Grundstimmung in den USA zu tun, und «Noah» könnte durchaus so etwas wie eine Gegenreaktion darauf sein. Es ist sicher kein Zufall, dass religiöse Filme im Anmarsch sind – von «Son of God» über «Gods and Kings» bis zu «Mary – Mother of Christ». Brad Pitt sei als Pontius Pilatus im Gespräch, und Will Smith soll einen Film über Kain und Abel planen. Klingt für Ungläubige nicht sehr attraktiv, aber gemacht. Es wird ja auch noch anderes produziert!

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Das Trio als «little» Big Band gedacht

Von Peter Rüedi

Die Gruppe, die der Basler Pianist Hans Feigenwinter auf den Namen Zinc getauft hat (vielleicht ist ihm der Name an einem Pariser Bartresen, einem *zinc* eben, nach dem dritten Absinth eingefallen) – Feigenwinters Ensemble also ist eine ungewöhnliche Gruppe. Nicht ein übliches Piano-Trio wie das, in dem er mit Wolfgang Zwiauer und Arno Troxler (allerdings auch ausserhalb der Orthodoxie) spielt. Es habe ihn, sagt er, schon lange gereizt, «in einem Ensemble vorrangig als Begleiter zu agieren, und zwar radikaler, als es im Jazz üblich ist, wo das Klavier diese Rolle gewöhnlich mit Bass und Schlagzeug teilt; hier sollte es sie alleine übernehmen». So fand er sich mit dem Saxofonisten Domenic Landolf und dem Posaunisten Andreas Tschopp (an dieser Stelle unlängst als Teil des Vertigo Trombone Quartet gefeiert, siehe *Weltwoche* Nr.17/14). Gleichermassen um rhythmischen Fluss und das harmonische Fundament bemüht, wühlt er sich zweihändig wirblig so in die Tasten, dass man ihm zuweilen zurufen möchte: «Mehr Luft, mehr Zwischenraum, halt dich auch mal raus, Mann!» Doch der Mangel an Ökonomie ist gleichzeitig ein Gewinn an Intensität. Die beiden Bläser – und nicht weniger Feigenwinter bei seinen seltenen solistischen Ausflügen – sind inspirierte Improvisatoren, und zwar meist im verschlungenen Kollektiv. Das ist zwar ziemlich komplexe Musik auf der Basis von Feigenwinters Instrumentalsongs, aber im kollektiven Furor explodiert etwas von der brachialen Spielfreude älterer Jazz-Fetzer, *a touch of Dixieland*, oder (weniger exotisch) von Charles Mingus' Workshops. Dieses Trio ist sozusagen die kleinste denkbare Big Band, die Essenz eines grossen Orchesters mit einem Einmann-Saxofon- und einem Einmann-Posaunensatz und einer Einmann-Rhythmusgruppe. Es gibt hier, zumal im Intro und in der Coda, durchaus auch so etwas wie Nachdenklichkeit, gelegentlich auch grüblerische freie Passagen. Meist aber geht es volle Kraft voraus. Das mag manchem mit der Zeit etwas monoton vorkommen. Mich reisst der ansteckende Optimismus aus meinen angeborenen Melancholien. Ist zur Abwechslung auch ganz schön.



Hans Feigenwinter Zinc  
(feat. Andreas Tschopp,  
Domenic Landolf):  
Whim of Fate. Unit UTR 4520

# Die Kunst des Clowns

Circus Knie in Zürich, hochkarätige Referenten im Zunfthaus, «Brainfood» für Geschäftsleute. *Von Hildegard Schwaninger*



In den Fusstapfen seines Grossvaters: David Larible.

Dirigent **Nello Santi** kugelte sich vor Lachen (und seine Frau **Gabi** auch), als sich Clown **David Larible** in der Manege als Kapellmeister versuchte. Noch dazu mit Verdi, Nello Santis Kernkompetenz. Es war lustig an der Zürcher Premiere des Circus Knie, Schweizer Nationalcircus hors concours, der jetzt wieder mitten in der Stadt ist, auf dem Sechseläutenplatz. David Larible, neben drei Generationen Knie Zugpferd des Programms, holt Leute aus dem Publikum in die Manege, sie werden zu den Stars seiner Nummern. Die Kunst des Clowns besteht darin, dass er die richtigen Leute aus dem Publikum pickt und sie dazu bringt, mitzuspielen. David Larible kommt aus einer italienischen Artistenfamilie, schon sein Grossvater war Clown.

An der Circus-Premiere gesichtet: Café «Felix»-Mitbesitzer **Felix Daetwyler** (war lange von der Bildfläche verschwunden, weil ihn ein Schaf gebissen hat), Gastronom **Michel Péclard** (hat eine neue Liebe, erschien aber mit einem seiner Söhne), Zeichner **René Fehr**, Mode-Unternehmer **Olivier Burger** mit seiner Frau **Hilda Burger** (in korallenrotem Kleid und High Heels), der besten Botschafterin des Modehauses PKZ, Miss Schweiz **Dominique Rinderknecht**, **Viktor Giacobbo**, Sänger **Chris von Rohr**, Country-Sängerin **Suzanne Klee**. Herausragend in der Manege: die Artisten **Alejandro Vanegas** und **Michael Ricardo Caza Vanegas** aus Kolumbien auf

dem «Todesrad», das sich mit über 30 Stundenkilometern in 14 Meter Höhe dreht.

Die Progress Foundation hat es sich zur Aufgabe gemacht, liberales Gedankengut zu vertreten. Präsident des Stiftungsrates war seit 1984 der Jurist und Treuhandunternehmer **Marcel Studer** (Treuco), der auch Honorarkonsul von Irland war. Nach dem Tod von Marcel Studer am 12. März übernimmt der Publizist **Gerhard Schwarz**, bisher Vizepräsident, das Amt des Präsidenten, Vizepräsident wird der



Neue Funktion: Publizist Schwarz.

ehemalige Bankier **Konrad Hummler**. Die Progress Foundation lädt in unregelmässiger Folge hochkarätige Referenten ein, die vor einem ausgewählten Publikum sprechen und sich der Dis-

kussion stellen. Thema der nächsten Veranstaltung (im «Zunfthaus zur Meisen») ist «Religion, Liberalität und Rechtsstaat». Es sprechen die Professoren **José Casanova** von der Georgetown University und **Harold James** von der Princeton University. Letzterer zum Thema «Does Europe need God?» Im Anschluss an die lectures wird ein Apéro riche offeriert.

Die Halle des «Park Hyatt» in Zürich ist ein Hotspot für Business-Leute. Das Hotel liegt mitten in der City, ist luxuriös, hat cooles Ambiente. Geschäftsleute, vor allem Männer, verpflegen sich dort über Mittag. Hamburger und Club-Sandwich sind die Renner auf der Karte; neuerdings wird «Beauty-, Brain- und Moodfood» angeboten, damit auch nach dem Lunch Körper, Hirn und Stimmung in Topform bleiben. **Marianne Botta Diener**, die an der ETH ihr Studium in Ernährungswissenschaft abgeschlossen hat, ist als Beraterin engagiert, sie steht Chefkoch **Frank Widmer** zur Seite. Botta ist Mutter von acht Kindern (nicht Patchwork). Das «Park Hyatt» hat einen neuen Direktor. Der Holländer **Jan Peter van der Ree** tritt die Nachfolge von **Jacques Morand** an, der ins «Park Hyatt» nach Istanbul wechselt. Da war van der Ree vorher.

Während im Zürcher Kongresshaus der Medienball (organisiert von **Karina Berger** und **Thomas Russenberger**) über die



U. Stoffel, S. Walitza, R. Wanner (v.l.) am Ärzteball.

Bühne ging, fand Samstagabend im «Dolder Grand» der dritte Ärzteball statt. Es ist ein Benefizball zugunsten psychisch kranker Kinder und deren Angehöriger. Namhafte Ärzte sowie Regierungspräsident **Thomas Heiniger** sind im Patronatskomitee. Ballpräsident ist Dr. med. **Roger Wanner**. Dass die Gäste die ganze Nacht tauffrisch blieben, dafür sorgten die Girls von Black & White, die einen Beauty-Corner einrichteten und damit Werbung für ihre neue Beautyworld an der Stampfenbachstrasse (gehört **Ivano Romano** und **Karl Jung**) machten.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Erhörte Gebete

Die Schauspielerin Hannah Winkler, 25, wusste bereits als kleiner Junge, dass sie im falschen Körper geboren wurde. Die Suche nach der grossen Liebe ist keine einfache Sache.



«Anfeindungen»: Hannah Winkler.

**Jungenjahre:** Als ich sechs Jahre alt war, schenkte mir meine Mutter ein Kleid aus ihrer Jugendzeit. Ich war überglücklich, ich dachte, meine Gebete seien erhört worden und ich dürfte von nun an für immer ein Mädchen sein. Leider war das ein Irrtum. Viele dachten, ich sei einfach schwul. Die Komplexität meiner Gefühlswelt konnte ich als kleiner Junge nicht mit Worten, sondern nur durch Emotionen ausdrücken, kurz und bündig: Ich war ein ziemlich unglückliches Kind. Für meine Eltern war mein Weg bestimmt auch nicht einfach. Mein Vater wehrte sich zuerst gegen meine frühe Überzeugung, eigentlich eine Frau zu sein.

**Gunst der Stunde:** Dass die Transsexualität angeboren ist und keine psychische Erkrankung darstellt, akzeptieren Ärzte und Wissenschaftler auch heute nur langsam. Dennoch geschah in den vergangenen Jahren viel Positives beziehungsweise müssen die Betroffenen nicht mehr bis ins Erwachsenenalter warten, bis die nötigen Schritte für eine Geschlechtsangleichung vorgenommen werden können. Mein Fall war dermassen klar, dass ich noch minderjährig mit der medikamentösen Behandlung beginnen konnte.

Anders als ältere Leidensgenossen, die in der Jugendzeit vermutlich an den Behörden und

der Gesellschaft gescheitert wären, hatte ich somit das Glück, dass mein Körper nie männlich werden konnte. Nach der Pubertät sind der Körper und das Gesicht weiblich oder männlich, und die geschlechtstypischen Merkmale lassen sich dann nur durch schwere und oft sehr schmerzvolle Eingriffe neutralisieren, nur: An der Statur oder einer männlichen Physiognomie ändert dies nur wenig. Diese Menschen sehen dann oft wie verkleidet aus und werden als «Transen» betitelt, was das Unglück natürlich vergrössert, weil man sich nichts mehr wünscht, als auch gesellschaftlich akzeptiert zu werden.

**Herbeigesehnt:** Für die Mädchen war ich immer ein Mädchen, aber bei den Jungen provozierte ich als Person, die kein Mann werden wollte, extreme Reaktionen. Als Kind und Teenager wurde ich mit vielen Vorurteilen konfrontiert. Die Angst wurde zu meinem ständigen Begleiter. Die Angst trieb mich auf meinem Weg aber auch immer weiter. Als ich achtzehn war, liess ich als letzten Schritt die geschlechtsangleichende Operation vornehmen, ich sehnte diesen Tag herbei. Ein Jahr zuvor hatte ich mit dem Einverständnis meiner Eltern, die mich nun unterstützen, meinen Vornamen ändern lassen. Die vielen Anfeindungen in meiner Jugend vergifteten meine Seele, und später benötigte ich viel Zeit, um erneut Vertrauen fassen zu können.

**Auf der Suche:** Mit der Liebe ist es so eine Sache. Mein Traummann sollte ein offenes Herz haben, das bereit ist, Liebe zu geben und anzunehmen. Die Liebe zu einem Menschen kann man nicht erklären, man muss sie fühlen. Natürlich war ich bereits verliebt. Er wandte sich allerdings von mir ab, als er von meiner Geschichte erfuhr. Es gibt wenige Menschen, die den anderen mit allen Facetten und in seiner ganzen Komplexität annehmen können. Dieser Umstand erschwert es auch anderen Männern und Frauen, eine dauerhafte Liebe zu finden. Die Hoffnung auf ein grosses Glück gebe ich keineswegs auf. Bis es so weit ist, geniesse ich das Leben mit Freunden und Freundinnen, die mich so nehmen, wie ich bin: als gewöhnliche Frau, die einfach mit den falschen Geschlechtsmerkmalen zur Welt gekommen ist.

Hannah Winkler: Fe-Male – Hinein in den richtigen Körper. Schwarzkopf & Schwarzkopf  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Demokratie

Von Andreas Thiel — Ein ironischer Beitrag über Sarkasmus.

**Sommaruga:** Herr Thiel, warum sind Sie eigentlich immer so sarkastisch?

**Thiel:** Ich bin nicht sarkastisch, ich bin ironisch. Das ist ein Unterschied. Ironie ist eine nicht ernstgemeinte Verdrehung von Tatsachen.

Sarkasmus ist eine ernstgemeinte Verdrehung von Tatsachen. Wenn ich zum Beispiel als liberaler Satiriker demokratische Entscheide kommentiere, dann komme ich um eine gewisse Ironie nicht herum. Wenn Sie sich hingegen als sozialistische Bundesrätin zu demokratischen Entscheiden äussern, dann höre ich da oft einen gewissen Sarkasmus heraus.

**Sommaruga:** Ich bin nicht Sozialistin, ich bin Sozialdemokratin.

**Thiel:** Sozialdemokratie gibt es nicht. Sozialismus und Demokratie schliessen sich gegenseitig aus. Sozialdemokraten stellen den Sozialismus über die Demokratie.

**Sommaruga:** Die Gerechtigkeit steht über der Demokratie.

**Thiel:** Ach, Sie denken, Demokratie sei ein Gerechtigkeitsprojekt? Das ist falsch. Die Demokratie ist ein Friedensprojekt. Wie jede andere Staatsform garantiert auch die Demokratie nicht, dass gerechte Entscheide gefällt werden. Im Gegensatz zu allen anderen Staatsformen garantiert die Demokratie aber, dass dabei der Friede gewahrt wird, weil alle gleich viel zu sagen haben.

**Sommaruga:** Es haben eben nicht alle gleich viel zu sagen.

**Thiel:** Natürlich haben alle gleich viel zu sagen. Ob arm, reich, gebildet, ungebildet, intelligent oder dumm – jeder hat genau eine Stimme. In einer Demokratie ist grundsätzlich jeder in der Minderheit. Es gibt keinen, der von sich aus die anderen überstimmen könnte. Oder? Nein, halt, Sie haben recht, es gibt auch in einer Demokratie Menschen, die glauben, mehr als eine Stimme zu haben: Bundesräte. Der Bundesrat ist eine Minderheit, die behauptet, die Mehrheit zu vertreten.

**Sommaruga:** Das ist eben Demokratie.

**Thiel:** Nein, das ist Sarkasmus.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## That Old Sweet Song

Von Peter Rüedi



Die Psychologie des Sammlers ist unergründlich. Vergessen wir einmal den Typus des zwanghaften Psychopathen, über den schon Freud nachdachte. Nehmen wir den vergleichsweise normalen Fall Friedrich Dürrenmatts, der in Neuenburg in einem erstaunlichen Bordeaux-Keller seinen «Witwenwein» bunkerte. So nannte er Flaschen aus der Hinterlassenschaft von Anwälten, Ärzten und Unternehmern im Bordelais, deren Frauen mit den vollen Kellern nichts anzufangen wussten. Allein, der Schriftsteller sammelte nicht, um zu besitzen, er sammelte («Nur das Nichtigste hat Bestand») «Vergänglichkeiten». Silvio Denz, 57, ein sehr erfolgreicher Unternehmer, gehört in eine andere Kategorie. Unter anderem im Parfümgeschäft zu Vermögen gelangt, hortet er zwar auch Weine (wie Dürrenmatt vorzugsweise Bordeaux); sein Keller ist imposant. Aber mit Details hält er sich nicht auf. Berühmt wurde der gebürtige Basler als Sammler von Weingütern. Neben fünf Schlössern in Saint-Emilion, Castillon-Côtes-de-Bordeaux und Lalande-de-Pomerol (Faugères, Péby Faugères, Cap de Faugères, Chambrun und Rocheyron, Letzteres zusammen mit dem Önologen Peter Sisseck) ist er massgeblich an Clos d'Agon an der Costa Brava beteiligt und an Montepeloso in der toskanischen Maremma, an den Weinhandelshäusern Les Grands Vins Wermuth und Casa del Vino in Zürich. Im vergangenen Februar hat Denz das hochrenommierte Château Lafaurie-Peyraguey gepostet, eine der ersten Adressen in Sauternes, 36 Hektaren, in unmittelbarer Nachbarschaft von Château d'Yquem, also auf dem Olymp der Botrytis-Weine vom linken Ufer der Garonne. Der 1998er Lafaurie-Peyraguey, den es bei Denz-Partner Wermuth vergleichsweise günstig gibt, ist ein barock-reifer Edelsüßer, ein Rubens in Flaschenform; mit überwältigenden Noten von tropischen Früchten, aber auch minzigen Reflexen. *That old sweet song*, aber auch mit etwas delikater Säure. Trotzdem: dem Diabetologen unbedingt verschweigen (der gönnt einem ja auch sonst nichts). Und lieber mal auf die Konfitüre zum Frühstück verzichten.

Château Lafaurie-Peyraguey 1er Grand Cru Classé de Sauternes 1998. 14%. Wermuth, Zürich. Fr. 52.40

## Essen erster Klasse

Wer mit der Swiss First Class fliegt, wird weich gebettet. Wie gut aber ist das, was von der Bordküche aufgetischt wird? Von David Schnapp



Einfache Küche, basierend auf guten bis sehr guten Grundprodukten: First-Class-Swiss-Menü.

Auf dem Weg von Los Angeles nach Zürich, elf Stunden lang, sass ich kürzlich dank des gezielten Einsatzes gesammelter Flugmeilen auf Sitz Nummer 2D. Dort, in der ersten Klasse der Swiss, ist es sehr angenehm, grosse Distanzen zu überwinden. Man schläft (nach dem Essen) in einem recht bequemen Bett in einem schwarzen Zimmerli-Pyjama.

Bevor es so weit war, trank ich erst einmal ein Glas ausgezeichneten Champagner Laurent-Perrier Grand Siècle, «ein Fest für die Sinne» stand dazu in der umfassenden Menükarte. Auf dem weissgedeckten Tisch, der mehr Platz bietet, als man in manchem guten Restaurant vorfindet, wurde nun eine Brotauswahl, Butter und Olivenöl aufgebaut, wie man es auch aus erstklassigen Lokalen kennt.

### Diese grellgrüne Sauce

Die Vorspeisenauswahl beinhaltet auf dem obersten Swiss-Niveau unter anderem Tranchen von Balik-Lachs, geräuchert nach einem Geheimrezept in der Abgeschiedenheit des Toggenburgs – eine sehr überzeugende Art, diesen Fisch zuzubereiten. Dagegen fiel das vegetarische «Clubsandwich» mit Tomaten, Gurken, etwas Tapenade recht ab. Das Brot war nicht knusprig, und die grellgrüne Sauce, die als Basilikumpesto angekündigt worden war, irritierte mit einer parfümartig-künstlichen Note. Hervorragend schmeckte im Anschluss

die dicke Suppe aus geschmorten Tomaten mit intensivem Geschmack und leichter Schärfe. Lediglich der pampige runde Cracker mit Geissfrischkäse trübte etwas den guten Eindruck.

Der Hauptgang wurde bestritten von einem grossen, saftigen Stück Wolfsbarsch, fast perfekt gegart und angerichtet auf grünem Spargel mit schönem Biss sowie einer Sauce hollandaise, die mit sonnengetrockneten Tomaten angereichert worden war und naturgemäss mächtig, aber geschmackvoll erschien.

Zu diesem Zeitpunkt war ich überraschend angetan vom kulinarischen Niveau auf 11 000 Meter Höhe. Man bekommt eine einfache Küche geboten, die aber auf guten bis sehr guten Grundprodukten beruht. Lediglich die Dinge, die knusprig sein sollten, können mit den beschränkten Möglichkeiten einer Bordküche leider nicht in den erwünschten Aggregatzustand übergeführt werden.

Zum Käse (Gruyère und Brie aus den USA!) trank ich einen zwanzig Jahre alten Portwein und ass danach noch eine Kugel Cookies-Glace, bevor ich mich – gut gefüllt – ins weiche Bett über den Wolken legte.

### Informationen:

<http://swiss.com/ch/DE/fliegen/an-bord/swiss-first>

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Jetzt mal was ganz anderes

Mit dem i8 schafft BMW einen faszinierenden Hybrid-Sportwagen: Er ist schnell und verbraucht wenig. *Von David Schnapp*

Manchmal geschieht im Automobilgeschäft wirklich Neues, und ein aufregendes Fahrzeug kommt auf die Strasse. So ein Auto ist der BMW i8, nach dem i3 (*Weltwoche* Nr. 18/14) das zweite Modell der i-Baureihe. Der i8 wurde von Grund auf neu entwickelt mit dem Ziel, einen Sportwagen zu bauen, der natürlich Freude am Fahren macht, dabei aber nur halb so viel Benzin verbraucht wie ein herkömmliches schnelles Auto.

Die Lösung ist hier ein Plug-in-Hybrid mit einem Elektromotor, der 131 PS/250 Nm an die Vorderachse abgibt, und einem Drei-Zylinder-

Benzinmotor mit Turboaufladung, der 231 PS/320 Nm an die Hinterachse überträgt. Das Zusammenspiel der beiden Antriebe funktioniert perfekt.

Um den «fortschrittlichsten Sportwagen» (BMW) zu testen, fuhren wir im Grossraum Los Angeles durch Stadt und Hügel. Bis 120 km/h kann der i8 rein elektrisch fahren (E-Reichweite im EU-Zyklus: 37 km). So standen wir dann an einer Ampel in Beverly Hills, begeisterte Amerikaner winkten und hoben die Daumen beim Anblick des Wagens, der mit seiner futuristischen Hülle und den Flügeltüren aussieht wie ein Weltraumtaxi aus der Zukunftsfantasie eines Comiczeichners. Dann ein Druck aufs Gaspedal, und mit der konzentrierten Kraft des Elektromotors schießt der i8 davon; allein um die langen Gesichter jener zu sehen, die man beim Ampelstart hinter sich gelassen hat, lohnt sich beinahe der doch relativ hohe Anschaffungspreis von mindestens 162 200 Franken.

Im Sportmodus arbeiten die beiden Motoren dann mit erstaunlicher Perfektion reibungslos zusammen, wobei der Dreizylinder einen erfreulich kernigen Sound entwickelt, der mit

Akustiktricks über die Hi-Fi-Anlage in den Innenraum gelangt und über einen Lautsprecher am Auspuff nach aussen. Dank konsequentem Leichtbau und einer Fahrgastzelle aus verstärkter Kohlefaser wiegt der i8 bloss 1485 Kilogramm. Carsten Breiffeld, der Chef des i8-Projekts, hatte ein klares Ziel bei der Entwicklung: «Ein Sportwagen muss unter 1500 Kilogramm wiegen, sonst wird da nix draus.»

### Versprechen gehalten

Die ideale Gewichtsverteilung und ein sehr tiefer Schwerpunkt durch die Akkus, die tief unten im Mitteltunnel des Fahrzeugs verbaut sind, sorgen zudem für eine ausgezeichnete Strassenlage. Zusammen ergibt das abwechslungsreiche Fahrten auf kurvenreichen Bergstrassen, wo der neue BMW alles hält, was die Verantwortlichen versprochen hatten: das reine Sportwagenfahren.

Deshalb muss man ein paar Kompromisse eingehen; das Einsteigen etwa – unter den Türen hindurch und über die breiten Schwellen – sieht selten elegant aus. Das Kofferräumchen unter der flachen Heckscheibe ist zudem nicht nur schnell gefüllt, sondern erhitzt sich bei Sonneneinstrahlung auch ordentlich.

Das Gesamterlebnis, das der i8 aber bietet, beeinträchtigen solche Details kaum. Er bleibt ein faszinierender Sportwagen, der ganz anders ist als die Sportwagen, die man bisher kannte.

### BMW i8

Leistung: 362 PS, Hubraum: 1499 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: ab 162 200 Franken





«Oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh»: Konrad; Discjockey, Musikproduzent, Labelchef; 38.

MvH trifft

## «DJ Antoine» Konrad

Von Mark van Huisseling — Erfolgreich und ein feiner Kerl – könnte sich der Musikproduzent auch als sympathisch und cool relaunchen?

**H**ast du den Sommerhit 2014 bereits produziert? – «Heute ist er herausgekommen – «Light It Up».» (Das Gespräch fand statt vergangenen Freitagabend in der «Angels' Bar» des Hotels «Radisson Blu» am Zürcher Flughafen.) «Und das wird der Sommerhit?» – «Das weiss ich nicht, aber es ist das erste Mal, dass ich ein Sample [Ausschnitt einer Musikaufnahme] in einem, in Anführungs- und Schlusszeichen, Hit habe – es ist ja «Tarzan Boy» drin, aber nur das Oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh, oh. Pro Sieben ist mit einer Riesenkampagne in Deutschland eingestiegen, zum ersten Mal bei einem jüngeren Act; heute ist Premiere, in der Primetime.» – «Und am Radio wird das Stück auch gespielt?» – «In der Schweiz ist es so, dass sie [Musikchefs] nicht sagen: «Oh, wow, DJ Antoine, haben wir schon drauf gewartet...» Die Deutschen, die richtig grossen Radios, sagen: «Endlich kommt er mit der neuen Single, wir wollen sie spielen.»»

«DJ Antoine» Konrad, 38, ist House-Discjockey, Musikproduzent und Labelchef. Seinen internationalen Durchbruch hatte er 2011 mit der Single «Welcome to St. Tropez» (Wikipedia). Seinen nationalen Durchbruch oder – bitte die Formulierung entschuldigen – Durchfall hatte er einige Jahre zuvor. Was ich sagen will: Bei uns gehört es, vor allem unter Meinungsbildnern und anderen Leuten, die sich als Kenner von Popkultur verstehen (Ihren Kolumnisten eingeschlossen), zum guten Geschmack, ihn schlecht zu finden. Und zwar sowohl seine Musik (weil zu kommerziell) als auch seinen Auftritt (weil zu *bling*). Persönlich mag ich ihn – er ist fleissig, freundlich, smart, und man kann sich auf ihn verlassen. Ein Profi halt. Er lebt mit seiner Freundin, einem niederländischen Model, in der Nähe von Basel; er hat aus einer früheren Beziehung einen Sohn.

«Du warst heute im Studio, in Olten, und nach dem Gespräch fliegst du nach Düsseldorf

– nicht grad die Achse des Coolen.» – «Da muss ich widersprechen: Düsseldorf ist, fashiontechnisch und clubtechnisch, auf einem sehr hohen Level. An unsere letzte Party in der «Nachtresidenz» vor sechs Wochen kam, wenn das vielleicht auch nicht dein Genre ist, Paris Hilton. NRW [Nordrhein-Westfalen] ist kaufkraftmässig das stärkste Einzugsgebiet von ganz Deutschland.» – «Und heute Nacht legst du wieder auf in Düsseldorf?» – «Noch schlimmer, in Bochum. Dort gibt's einen Club, «Prater», der hat ein Fassungsvermögen von 5000 Leuten, ein Super-Laden. Und Olten – *unsexiest place in Switzerland*, aber gastronomisch top, zum Beispiel die «Traube» in Trimbach. Und im Studio, im Haus meines Partners, ist «Welcome to St. Tropez» entstanden und «Ma Chérie» und «Bella Vita», im schrecklichen Olten.» – «DJ Bobo sagte, verkürzt, er sei künstlerisch Mittelmasse, aber als Manager und Realisierer von Shows herausragend. Wie beschreibst du dich?» – «Ich bin der mit dem kommerziellen Gehör für den richtigen Hit, der weiss, wie man sich vermarkten muss und – brauchst du noch was Negatives?» – «Muss nicht sein.» – «Und endlosem Biss, an der Spitze anzukommen. Bobos Aussage ist selbstkritisch, aber es tönt, als wäre er bereits angekommen.»

«Zurzeit bringen zum Beispiel Pharrell Williams oder Daft Punk Tanzmusik-Welthits heraus, die Kritiker und das Publikum lieben – wäre das nicht der Augenblick für ein Upgrading deiner Musik?» – «Wenn du kommerziell erfolgreich bist, aber die gewisse Coolness, die Daft Punk oder Pharrell Williams haben, nicht hast, wirst du die auch nie bekommen. Das zu ändern, wird dir nicht gelingen, du kannst es nie allein recht machen. Daft Punk, Pharrell oder auch Yello haben einfach von Anfang an diese Schiene erwischt, bewundernswert. Das würde ich nicht hinbekommen. Und das will ich auch gar nicht. Ich kann nicht sagen: «Stoppen wir – und werden elektronisch, intellektuell.»»

«Es gibt auch Schweizer DJs, die werden von Kritikern für gut gefunden – und verdienen ganz hohe Gagen, Luciano etwa.» (Lucien «Luciano» Nicolet aus Genf, angeblich 30 000 bis 70 000 Euro je Auftritt.) «Das ist ein Phänomen – wenn du auf der Strasse fragst, den kennt kein Mensch. Und was er musikalisch macht, finde ich speziell, eigentlich den House von vor zwanzig Jahren. Aber was mir Spass macht: wenn das Publikum meine Songs mitsingt. Das war mein Ziel.» – «Du bist von Anfang an aufgetreten, wie wenn du schon der Pop- oder Rap-Star wärst. Hat das deiner Laufbahn geschadet?» – «Es gibt Momente, wenn ich zurückschaue, in denen ich finde, das war vielleicht *à bitz too much*. Aber das ist meine Art, ich könnte nicht bescheidener tun. Weil mir das Spass macht.»

**Sein liebstes Restaurant:** ««Wine Loft» und «Da Angela.» «Caduff's Wine Loft», Kanzleistrasse 126, Zürich, Tel. 044 240 22 55. «Da Angela», Hohlstrasse 449, Zürich, Tel. 044 492 29 31.

|    |    |    |    |    |    |    |   |    |  |    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|----|----|---|----|--|----|----|----|----|----|
| 1  |    | 2  |    | 3  |    | 4  | 5 |    |  | 6  | 7  | 8  |    | 9  |
|    |    |    |    |    |    | 10 |   | 11 |  |    |    |    |    |    |
| 12 | 13 |    | 14 |    |    |    |   |    |  | 15 |    |    |    | 16 |
| 17 |    |    |    |    |    | 18 |   |    |  |    |    |    |    |    |
|    | 19 |    |    |    |    |    |   |    |  |    |    |    |    |    |
|    |    |    |    |    |    | 20 |   |    |  | 21 | 22 |    |    |    |
| 23 |    | 24 |    | 25 |    |    |   |    |  | 26 |    |    |    |    |
| 27 |    |    |    |    |    | 28 |   |    |  |    |    | 29 | 30 |    |
| 31 |    |    | 32 |    | 33 |    |   |    |  | 34 |    |    |    |    |
|    |    | 35 |    |    |    | 36 |   |    |  |    | 37 |    |    |    |
| 38 |    |    |    |    |    |    |   |    |  |    | 39 |    |    |    |
|    |    | 40 |    |    |    |    |   |    |  | 41 |    |    |    |    |

|  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|
|  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |  |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|

**Lösungswort** — Aussicht ins Nichts.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Lavendel als Stichwort zu dieser Landschaft. 6 Ein Wal aus US-amerikanischen Gewässern. 10 Wer 1 waagrecht weiss, weiss auch, über welchen Olivenbaum wir sprechen. 12 Sie bewegt sich, mal rhythmisch, mal dynamisch. 15 Wenn ich genügend fest ... , entsteht eine ... . 17 Nördlich des Mongolischen ... stossen wir auf Asiens geografischen Mittelpunkt. 18 Ohne fremden Zusatz kommt es unweigerlich so heraus. 19 Das Wort verweist Richtung Komoren und zum Propheten aus dem Buch Mormon. 20 In Neuseeland und Australien gefeiertes Christfest. 23 Die Eigenart paart sich mit irgendwelchem Hokuspokus. 26 In Bildung mit Verben macht das Präfix was immer fix wieder rückgängig. 27 Den Traum erzählte sie ihrer Mutter, der Königin ..., heisst es im Nibelungenlied. 28 Wo eine Flasche Champagner, ist bestimmt auch er mit dabei. 31 Klassisch, die beim Briefumschlag. 34 Schweizerisch, das Gewebe mit dem hohen Flor. 35 Die Insel liegt im Norden Haitis und im Golf von Kalifornien. 37 Der "Schimpanse der Meere" ist im Reich der Fische ein Sozialer. 38 Erst 7 senkrecht macht ihn dazu. 39 Eine unbestimmte Sie, wie wir daraus schliessen können. 40 Fleissige Schüler werden in Spanien traditionell mit guten belohnt. 41 Was Helsinki für Finnland, ist diese Stadt für ein etwas südlicher liegendes Land.

**Senkrecht** — 1 Mega mal Giga, doch nichts von Jugendsprache. 2 Was die deutsche Sprache für Deutsche, ist sie für Äthiopier. 3 Königlich, der uneheliche Sohn des Kaisers Friedrich II. 4 Der schönste Balkon Europas sei der in Luxemburg. 5 Ein Gesicht in der Menge, mit seinem Kreator auf du. 6 Ganz ohne Plan und somit nicht leicht zu verstehen. 7 Sie ist der Hauptgrund für Ehescheidungen. 8 Bei ihm ist Kultur TV-mässig wie namentlich Programm. 9 Abmüh'n muss man sich nicht in diesem Grün, vielmehr ist's endlos friedlich. 11 Um die Arbeit lieben zu können, muss sie laut Tolstoi so sein. 13 Almaty, wie man es früher kannte. 14 Das Städtchen steht sozusagen im Mittelpunkt Italiens. 16 Wo Rauch aufsteigt, brennen sie bestimmt. 21 Was Huitzilopochtli für die Azteken, war Viracocha in etwa für jene Kultur. 22 Er ist das Ende nach dem Ende. 23 Vertiefungen, die wie grosse, längliche Gefässe aussehen. 24 Sie haben die Absicht, etwas indirekt auszudrücken. 25 Ein Geist, der gern im Walde haust. 29 Nachrichtenaustausch, bringt viele in einen buchstäblichen Rausch. 30 Fragt sich bei ihm schon, wer denn nun: Benjamin oder Benedikt. 32 Wie, wundert sich der verirrte Spanier, bin ich nur an diesen See gelangt? 33 Den Berg kennen Sizilianer am besten. 36 Wenn wir in den Spiegel schauen, sehen wir dies.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 367

|   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| G | A | T | T | E | N |   | B | I | E | R | F | A | S | S |
| A |   | I |   | B | A | I | R | D |   | O |   | B | L | E |
| Z | A | P | P | E | N |   | A | U | T | O | P | S | I | E |
| A | V | I | O | N |   | P | E | N | E | T | R | A | N | T |
|   | E |   | M | E | R | E | T |   | I |   | O | L | G | A |
| A | M | M | A | N |   | D |   | N | G | O | K | O |   | N |
| M | A | U | D |   | R | A | S | E | R |   | U | M | A | G |
| A | R | S | E | N | A | L |   | M | O | O | R |   | K |   |
| N | I | K |   | K | U | E | B | E | L | W | A | G | E | N |
| D | A | E | M | O | N |   | A | A | L | E |   | U | L | I |
| A |   | T |   | L | E | F | T |   | E | N | T | R | E | E |
|   | W | E | G | E | N |   | H | O | R | S |   | T | I | T |

**Waagrecht** — 1 GATTEN 5 BIERFASS 11 BAIRD 12 BLE (franz. für Getreide, in genanntem Département wird viel Getreide angebaut) 13 ZAPPEN 16 AUTOPSIE 19 AVION (franz. f. Flugzeug) 20 PENETRANT 21 MERET (Oppenheim) 22 OLGA 23 AMMAN (Hauptstadt Jordaniens) 25 NGOKO (Sprache der Unterschied auf Java) 26 MAUD (engl. f. Mathilde) 27 RASER 28 UMAG (kroat. Stadt) 30 ARSENAL (engl. Fussballklub) 32 MOOR 34 NIK 35 KUEBELWAGEN 39 DAEMON 40 AALE 41 ULI (Hoeness) 42 LEFT (engl. f. links) 43 ENTREE 44 WEGEN 45 HORS (d'oeuvre, franz. f. Vorspeise) 46 TIT (engl. f. Titte)

**Senkrecht** — 1 GAZA 2 TIPI (Zelt der nordamer. Indianer) 3 EBENEN 4 NAN 5 BRAET 6 IDUN (griech. Göttin der ewigen Jugend) 7 ROOT (engl. f. Wurzel, Ursache u.a.) 8 ABSALOM 9 SLING (auch Liebesschaukel, Drink m. Gin u.a.) 10 SEETANG 14 AVE MARIA 15 POMADE 17 TEIGROLLER 18 PROKURA 20 PEDALE 23 AMANDA 24 MUSKETE 25 NEMEA (Nympe aus der griech. Mythologie) 27 RAUNEN 29 AKELEI 31 NKOLE 33 OWENS 36 BATH (auch engl. f. Bad) 37 GURT 38 NIET

**Lösungswort** — FANTASIEWELT

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL  
COSMOGRAPH DAYTONA IN PLATINUM



**ROLEX**



---

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*